Ueber Gespenster

in

Sage und Dichtung.

Zwei akademische Vorträge

in

Bern vor einem gemischten Auditorium

gehalten

von

Dr. Karl Robert Pabst,
Professor an der berner Hochschule.

Bern.
J. Heuberger's Verlag.
1867.

Buchdruckerei K. J. Wyß in Bern.

An Wilhelm Wackernagel.

Es sind über zwei Jahrzehnte verflossen, seit ich zum erstenmal die dem Programm des basler Pädagogiums von 1835 vorangeschickte Abhandlung zu Gesichte bekam, in welcher Sie es sich zur Aufgabe gemacht hatten, „durch Zusammenstellung dessen, was die Poesie der Deutschen und anderer Völker Aehnliches aufzuweisen hat, zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore Einiges beizutragen und zugleich den erneuerten Beweis zu liefern, wie sich auch den Sagen und Märchen der modernen Welt eine wissenschaftliche Bedeutung abgewinnen lasse.“

Seitdem hat mich nicht nur die reiche und köstliche Nahrung, welche ich darin für Gemüth und Phantasie fand, immer auf's neue zu jenen von Ihnen gesammelten Sagen und Märchen von Geisterliebe hingezogen: mich trieb auch ein immer wachsendes wissenschaftliches Interesse an, dem zunächst durch Sie mir zugekommenen Stoff ähnliche Sagen und Lieder, wie sie theils gesucht theils ungesucht sich mir darboten, hinzuzufügen und einzuordnen.

Während sich bei dieser Bereicherung des Inhaltes zugleich der Umfang des von Ihnen behandelten Thema's für mich allmählich erweiterte, mußten sich mir natürlich neue Gesichtspunkte

zeigen und wurde ich über den Standpunkt der Betrachtung hinweggedrängt, welchen Sie bei der Auswahl und Anordnung Ihres Stoffes innerhalb der von Ihnen selbst bestimmten Schranken Ihrem nächsten Zwecke gemäß hätten einnehmen müssen. Je länger je mehr richtete sich mein Augenmerk auf die allgemeinere Bedeutung, welche auch abgesehen von Bürgers Lenore dem besonders in Sagen und Liedern der Völker lebenden Gespensterglauben zukommt. Hatte ich zunächst für diesen Glauben ein nicht geringes psychologisches Interesse gewonnen durch die Beobachtung und Wahrnehmung, wie er, in der gemüthlich angeregten Phantasie des Volkes entsprungen, auf Grund der nach Religion und Nationalität verschiedenen Vorstellungen von einem jenseitigen Leben durch Uebertragung unserer eigenen Gefühle und Triebe auf die Seelen verstorbener Menschen sich ausgestaltet: so lieferte mir die Vergleichung der betreffenden Volkslieder zugleich psychologisch und poetisch bedeutsame Belege dafür, wie die Sage bei verwandten Volksstämmen trotz aller Freiheit und Mannigfaltigkeit der Entwicklung im Einzelnen doch im Ganzen immer ihre ursprüngliche Einheit bewahrt. Auch bin ich fest überzeugt, daß eine weiter fortgesetzte Sammlung und Vergleichung sich noch durch eine reichere wissenschaftliche Ausbeute belohnen würde. Da ich mich aber seit Jahr und Tag durch dringendere Obliegenheiten genöthigt sah einer einläßlichern Beschäftigung mit diesem mir lieb gewordenen Gegenstande auf unbestimmte Zeit zu entsagen, und ohnehin Vollständigkeit hier nicht wohl erzielt werden kann: so entschloß ich mich einen Theil des bis jetzt gesammelten und geordneten Stoffes einstweilen für zwei Vorträge zu verwenden, welche ich als Hochschullehrer im verflossenen Winter hier vor einem gemischten Publikum zu halten veranlaßt war.

Indem ich dieselben hiermit zu einem einzigen verbunden, mit

einigen Erweiterungen und mit den vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wünschbaren Citaten versehen der Oeffentlichkeit übergebe, fühle ich mich durchdrungen es hiermit auszusprechen, daß ich die erste und lebhafteste Anregung und zugleich den ergiebigsten Stoff dazu Ihrer obengenannten Einladungsschrift verdanke. In welchem Umfang und Grade dieß der Fall ist, wird der Leser aus den bezüglichen Hinweisungen unter dem Text erkennen. In Betreff des Textes selbst aber wünsche ich vor Allem, Sie, hochverehrter Herr Professor, möchten darin eine nicht unwürdige Fortsetzung der Arbeit erkennen, von deren Wiederaufnahme Sie durch die Verfolgung weiterer Zwecke abgehalten worden sind.

Bern, im März 1867.

K. R. Pabst.

Tit.!

Die Ankündigung des heutigen Vortrages wird auf zwei einander entgegengesetzten Seiten Aeußerungen der Verwunderung oder des Unwillens hervorgerufen haben. „Welche Zumuthung, zwei Abende eine volle Stunde oder gar noch länger über einen Gegenstand reden zu hören, an dessen Wirklichkeit kein vernünftiger Mensch mehr glaubt, ja dessen Nichtigkeit sich schon durch seinen Namen verräth! denn was bedeutet der anders als Hirngespinnste, als verlockende Trugbilder, Ausgeburten einer krankhaft erhitzten Phantasie, Gestalten des krassesten Aberglaubens*)!" So etwa mag es auf der einen Seite gelautet haben. Und auf der andern: „Was soll ich doch meinen unerschütterlichen Glauben, meine vollste Ueberzeugung beklügeln und bemäkeln lassen! Man sage, was man wolle: ich weiß doch, was ich weiß; am Käfichthurm und an der Schal und von Holligen bis zur Schoßhalde ist's nicht geheuer; ja im ganzen Kanton Bern spukt's, besonders im Oberland und im Seeland, und die Gespenster müssen doch etwas sein; wie gäb's denn sonst Gespenster?"

Ihre Anwesenheit, Tit., bürgt mir zunächst dafür, daß Sie auf keiner dieser beiden Seiten stehen. Auch erwarten Sie von mir schwerlich, daß ich es versuchen werde, das wirkliche Dasein von Gespenstern außerhalb unserer Köpfe zu beweisen oder zu widerlegen. Und in der That wäre ich, der ich mich als einen aller persönlichen Erfahrung ermangelnden Laien in der Geisterkunde bekennen muß, gänzlich außer Stande den Beweis zu liefern, und was den Gegenbeweis betrifft, so bescheide ich mich ebenfalls gern mein Unvermögen einzugestehen, da selbst so freie und starke Geister wie Lessing und Kant mit Hamlet wenigstens die Möglichkeit zugestehen, daß es Dinge gebe zwischen Himmel und Erde, von denen

*) Gespenst von spanen oder spenen, verwandt mit spinnen, d. h. ursprünglich ziehen (besonders saugen und säugen), dann anlocken, verlocken, täuschen, betrügen.

die Schulweisheit sich nichts träumen lasse. So lasse ich denn die Frage über das Dasein von Gespenstern von vorn herein ganz fallen, und ich darf das um so mehr, da ich erstens für diejenigen Gespenster, welche ich heute vor Ihnen erscheinen lasse, durchaus keinen Anspruch auf ein von unserem Geiste unabhängiges Dasein erhebe, und zweitens gewiß Sie alle mit mir die Ueberzeugung theilen: mag es sich mit dem Dasein von Gespenstern an sich verhalten, wie es will; mag ihr angebliches Auftreten manchmal auch noch so abgeschmackt, ja widersinnig erscheinen: der Glaube an Gespenster ist eine geschichtliche Thatsache, und zwar eine Thatsache von einer solchen religiösen und moralischen, psychologischen und poetischen Bedeutung, daß er gar wohl verdient zum Gegenstand eines akademischen Vortrags gewählt zu werden.

Wie könnte es auch anders sein bei einer Erscheinung, welche wir so allgemein, selbst bei den gebildetsten Völkern aller Zeiten, verbreitet finden? Sagt doch schon — wenn ich mich hier auf einen Namen berufen darf, welcher durch Zitation fast bis zum Verruf abgenutzt ist — sagt doch schon Cicero*), „in allen Dingen beruhe die Uebereinstimmung aller Völker auf einem Naturgesetz." Dasjenige Gesetz aber, welches dem Glauben an unsere heutigen Gespenster zu Grunde liegt, finden wir ohne weitere Mühe in der Natur unseres Geistes, in dem innigen Zusammenhang unseres Kopfes mit unserem Herzen, bestimmter in der Abhängigkeit unserer Einbildungskraft von unserm Gemüth.

In dem reichen Verein von natürlichen und sittlichen Gefühlen und Trieben, welche unsere Brust bewegen, in ihrer ganzen Stufenfolge von der leisesten und zartesten Regung bis zu den gewaltigsten Leidenschaften und heftigsten Affekten ist vielleicht nicht ein einziges Glied zu finden, welches nicht irgendwie dazu beigetragen hätte, die Einbildungskraft zur Erzeugung von Gespenstern anzutreiben, deren Eindruck hinwieder in ebenso reicher Stufenfolge von der wohlthuendsten Rührung, Sänftigung und Erbauung bis zu Besinnung und Leben raubender Erschütterung sich zu steigern vermag.

Ist es aber eine in dem Wesen, der allgemeinen Natur des Menschengeistes begründete Gesetzmäßigkeit, welche, wenn auch nicht den Gespenstern äußere Wirklichkeit, so doch dem lebendigen Gespensterglauben seinen Ursprung, und in diesem seine innere Wahrheit, seine Bedeutsamkeit verleiht, um derentwillen wir hier von ihm reden dürfen, so leuchtet es sofort ein, daß der heutige Vortrag es nicht mit Erzeugnissen einer betrügerischen

---

*) Quæst. Tuscul. 1, 13, 30.

Gewerbthätigkeit zu thun hat, welche selbst in unserer aufgeklärten Bundesstadt immer noch eine kleine Gemeinde von Gläubigen zählen sollen, nicht mit jener ebenso alten als neuen, besonders seit etwa zwei Jahrzehnten wieder mit so glänzendem Erfolg ausgeübten Kunst der Geisterbeschwörer und Geisterbefrager, wie sie Ehren-Barnum, der Erfinder des Meerweibchens und der steinalten Amme Washingtons, der Säuglingsausstellungen und der wandernden Miethlingskonzerte, der gelehrten Hunde und der betriebsamen Insekten, nunmehr, sei es aus Reue über seine Sünden, sei es wieder aus Spekulation, in einem besondern Buche (les blagues de l'univers) als weltbeherrschenden Schwindel aufgedeckt hat. Unsere Gespenster bedürfen jedenfalls keiner Media, und wenn wir unter andern auch solchen begegnen werden, welche das Verhalten lebendiger Menschen zu erscheinen zwingt, so werden wir dahinter keinen übernatürlichen Zauber sondern nur die natürliche Magie des menschlichen Herzens erkennen. Die Gespenster, welche unseren heutigen Anforderungen genügen sollen, dürfen überhaupt nicht willkürlich gemacht, sie müssen unwillkürlich geworden sein, und zwar nicht in dem Kopf einer einzelnen Person sondern in dem allgemeinen Menschengeist. Als dessen nächste und großartigste Besonderung aber stellt sich uns der Volksgeist dar. Demnach kann auch die Hauptquelle, aus welcher wir den Stoff zu dem heutigen Vortrag zu schöpfen haben, keine andere sein als die Volkssage. Denn das goldene Horn, aus welchem nach der nordischen Allegorie Saga alle Tage froh mit Odhin trinkt und neues Leben schöpft, ist eben die lebendig gestaltende Phantasie des mit seiner Natur noch innigst einigen Volkes*). Was diese schafft, ist denn auch nicht so der Vergänglichkeit unterworfen, wie jene Erzeugnisse des Schwindelgeistes; die Volkssage hat es wie jener Hausgeist, den der thörichte Bauer nicht mehr haben wollte. Da er nicht ging, suchte man ihn im angezündeten Wohnhause mit zu verbrennen. „Es war Zeit, daß wir herauskamen," sagte er, die Hände sich reibend, und saß hinten auf dem beladenen Wagen, den der Bauer aus der brennenden Scheuer eben noch herausgezogen hatte**). Unter den Sagen aber werden unserm Zweck am meisten diejenigen entsprechen, welche um ihrer idealeren Anlage willen poetisch ausgestattet worden sind, und von diesen endlich werden wir diejenigen am wärmsten willkommen heißen, welche wiederum nicht als die eigenthümliche Schöpfung eines bestimmten einzelnen Dichters gelten können, sondern außer ihrem

*) Vergl. Rochholz, Naturmythen. 1862, S. V.

**) Rochholz, Schweizersagen, 1857. Bd. II. S. XII.

Gehalt bis zu einem gewissen Grade auch ihre Gestalt dem Volksgeiste verdanken, so daß der Antheil dessen, welcher die letzte Hand anlegte, diesem keinen Anspruch auf die Fortdauer seines Namens begründete, mit einem Worte: die Volkslieder im strengen Sinne des Wortes. Wie diese durch die willkürlich umgestaltende Thätigkeit einzelner, selbst ausgezeichneter Kunstdichter nur zu leicht und zu oft eine Verschlechterung ihres Kernes erfahren, für welche die Verschönerung der Form uns keinen vollgültigen Ersatz gewähren kann, das wird sich uns an einigen Beispielen zeigen.

Müssen wir aber schon den Schwindelgeistern ihrer Unwürdigkeit wegen den Eintritt in diesen Saal verwehren, so werden wir durch die Kürze der uns zugemessenen Zeit leider gezwungen, auch manche würdigere Geister wenn auch nicht ganz auszuschließen doch nur zu verhältnißmäßig kurzer Audienz zuzulassen; denn es wird Sie, Tit., schwerlich gelüsten, bis zur Geisterstunde in den weiten Hallen dieses fast schon ein halbes Jahrtausend alten Baues zu verweilen, um so weniger wenn ich Ihnen vorläufig anzeige: auch in diesem ehrwürdigen Rathssaal hat sich einmal ein unseliger Geist vernehmen lassen, und wenn derselbe auch seit längerer Zeit verstummt sein soll, so kann doch niemand wissen, ob er nicht einmal unversehens wiederkehre.

Sie werden schon aus der Ankündigung von „Gespenstern," wenn auch nicht mit völliger Sicherheit, geschlossen haben, daß ich mich weniger mit göttlichen als mit menschlichen Geistern befassen werde, d. h. mit den Seelen verstorbener Menschen, welche, sei es aus eigenem Antrieb oder gezwungen, schattenhaft oder leibhaft, in das diesseitige Leben zurückkehren und insofern von den Franzosen ganz bezeichnend revenants genannt werden. Und in der That werden diese den Hauptgegenstand meines Vortrages bilden. Ganz mit Stillschweigen kann ich jedoch die göttlichen Geister und Gespenster schon deshalb nicht übergehen, weil ihnen die menschlichen zum großen Theil ihren Ursprung verdanken.

Zu jenen haben wir zunächst die zahlreichen Ueberbleibsel aus dem religiösen Glauben des griechisch-römischen und des germanischen Heidenthums zu rechnen, welche z. B. unter den Namen des wilden Jägers und der weißen Frau, der Berchta und der Holda, der Elfen und der Nixen, der Zwerge und der Kobolde u. a. m., wenn auch je länger je mehr aus dem lebendigen Glauben des Volkes geschwunden doch noch ziemlich allgemein bekannt sind. Wir können hier nicht in eine Erörterung der Frage eintreten, ob wir diese angemessener als Gebilde des heidnischen Vorglaubens oder des christ-

lichen Nachglaubens zu bezeichnen haben, d. h. ob sie schon den unteren Schichten und roheren Formen des ältesten, ursprünglichen Volksglaubens angehört haben, welcher nur unfreie, noch an bestimmte Erscheinungen gebundene Naturgeister schuf, oder ob sie ihren Ursprung den erst später bei fortgeschrittener Entwicklung und Veredlung des Volksgeistes aus jenen herausgebildeten, freieren und edleren sittlichen Göttergestalten des heidnischen Mythus verdanken und nachmals von der christlichen Geistlichkeit, welcher es darum zu thun war dem Volke seine alten, mit natürlicher Zähigkeit festgehaltenen Glaubensvorstellungen zu verleiden, großentheils fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt und mit wenigen Ausnahmen in böse, teuflische Geister umgewandelt worden sind *).

Zu diesen Ausnahmen gehört, Dank einem Rest echt germanischer Galanterie, ein ganz in unserer Nähe lebendes Gespenst, das holde weiße Schloßfräulein von Holligen **). Bis jetzt nämlich hat dieses sich meines Wissens noch nicht als die Ahnfrau einer der bisherigen holliger Schloßherrschaften ausgewiesen, als welche sie gleich den andern weißen Frauen ihren Nachkommen zu erscheinen hätte, um ihnen irgend ein wichtiges Familienereigniß anzukündigen. Und so müssen wir wohl der herzinnigen Theilnahme und Bereitwilligkeit wegen, mit welcher sie das Widerstreben der Aeltern überwindet und das treue Liebespaar Joseph und Mariannen vereinigt, ihre Abkunft von der holden Frigg oder Freyja, der Gemahlin Odhins, herleiten, welche der heidnisch germanische Mythus so sinnig als die Göttin der schönsten Jahreszeit und zugleich der Liebe feiert. — Aehnlich verhält es sich mit der gespenstischen Kutsche, welche nach der Versicherung unserer holliger Nachbarn bis vor kurzem noch mit feurigen Rädern und flammensprühenden Rappen, einen häßlichen rothhaarigen Kutscher auf dem Bock, unter schrecklichem Schwirren und Kreischen und Rasseln wie über eine frisch mit grobem Kies überdeckte Straße vom Könizbergwald und von Bümpliz, also von der Wetterseite her bis zur Niederung von Holligen hinstürmte und dort verschwand. Dieser Spuk weist ganz unzweideutig auf den Wagen des altgermanischen Gottes Donar oder Thor zurück, welcher zugleich mit seinem Vater Wuotan oder

*) Die erstere Ansicht vertritt namentlich F. L. W. Schwartz, „der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum, Berlin 1862," die letztere Grimm, S. 8 ff. Myth. 1844. XXXII.

**) Holligen: ein uraltes aber noch wohl erhaltenes, ein Viertelstündchen westlich von Bern gelegenes, gegenwärtig der berner Familie von Mutach zugehöriges Schloß, von welchem noch zahlreiche Gespenstersagen im Umlauf sind.

Odhin im Gewitter waltet und besonders den flammenden Blitzstrahl und den krachenden Donner erzeugt*).

Außer solchen ursprünglich heidnischen Gespenstern begegnen wir ferner gewissen guten und bösen Geistern, welche von den Verkündigern der christlichen Lehre bei den Germanen selber neben der Vorstellung des einen Gottes erst eingeführt wurden. Hierdurch war dem zum Theil nur durch äußere Gewalt zu dem neuen Glauben bekehrten Volke willkommene Gelegenheit dargeboten, manche ihm liebe und werthe mythische Vorstellungen aus der heidnischen Zeit fortzupflanzen, indem es dieselben hinter christlichen Gestalten versteckte und, was nach dem alten Glauben als böse oder gut gegolten hatte, geradezu auf den Teufel oder auf gute Engel und Heilige übertrug, ein Vorgang, durch welchen es uns nicht selten schwer gemacht ist, in Legenden und Profansagen Christliches und Heidnisches von einander zu unterscheiden. Selbst die höchsten Gestalten des Christenthums wurden durch den noch immer wachen Natursinn des Volkes gleichsam zu neuen Naturgottheiten umgestaltet. So wurde z. B. Petrus, der himmlische Pförtner, als der zeitweilige Ordner des Wetters angesehen, deßhalb wurde ihm auch in gewissen Gegenden Norddeutschlands bei der Ernte ein Busch Roggen stehen gelassen, und in der Uckermark sagt man bei bunt wechselndem Wetter: „hê (d. h. Gott) is allwedder nich to hûs; Petrus is ant regeren." **). Glaubte man doch auch, im Gewitter verfolge, wie früher Odhin die Freyja, Gott selbst den Teufel, wie es der esthnische Volksglaube bestimmt hinstellt. Hierauf weist die heute noch, besonders in Pommern, gebräuchliche Redensart zurück: „nun schlag' Gott den Teufel todt," welche soviel bedeutet als: „nun schlag' ein Donnerwetter drein." Daher macht man auch während des Gewitters Thür und Fenster zu, damit der gejagte Teufel sich nicht in's Haus flüchte und, da ihn Gott immer ereilt, dieses vom Donner getroffen werde***)."

Auch auf diese aus christlichen in heidnische zurückgebildeten Vorstellungen kann ich mich hier nicht näher einlassen. Ueberhaupt werde ich von ursprünglich göttlichen Geistern fernerhin nur solche erwähnen, welche sich in menschliche Gespenster umgewandelt haben, ähnlich wie die germanische Volksphantasie die herrlichsten Gestalten des ausgebildeten heidnischen Mythus in den Nationalepen auch zu menschlichen Helden umgestaltet hat

*) Vergl. Schwartz a. a. O. S. 31 f. Rochholz, Schweizersagen II. S. XLI.

**) Kuhn und Schwartz, norddeutsche Sagen, Leipzig, 1848. Abergl. 415.

***) Grimm Myth. 1. Ausg. Anhang S. 123. Schwartz a. a. O. S. 6.

und wir z. B. in der nordischen Sage von Sigurd, dem Siegfried unseres Nibelungenliedes, den strahlenden Lichtgott Baldur, den Sohn Odhins, in der Prünhilde des Nibelungenliedes und in der Hilde des Kudrunliedes die gleichnamigen Walküren, die Göttinnen des Schlachtentodes wiedererkennen.

Das bekannteste Beispiel einer Umwandelung göttlicher Geister in menschliche Gespenster und zugleich ein Seitenstück zu der Kutsche von Holligen liefert uns der fast in allen Gegenden der Schweiz und Deutschlands, auch in Frankreich und Spanien hausende wilde Jäger oder das wüthende Heer, auch Wütigsheer, Wuotungesheer oder Wuotasheer, hier zu Lande Wütisheer genannt. Bei diesem weist schon der Namen auf den obersten Gott der heidnischen Germanen, auf Wuotan oder Wodan, den nordischen Odhin, als den Herrn und Erzeuger aller Luft- und Wettererscheinungen, insbesondere des wüthenden, heulenden und pfeifenden Gewittersturmes zurück, welcher seine Gemahlin Freyja als die ihm vorausfliegende Windsbraut verfolgt*). Die gegenwärtige, unter dem Einfluß des Christenthums entstandene Vorstellung von demselben kann freilich nur noch eine scheußliche Karikatur der ursprünglichen heidnischen genannt werden. Denn jetzt erscheint Wodan nicht mehr in der herrlichen Gestalt, in welcher ihn die Phantasie unserer Urahnen schaute, wie er mit dem Goldhelm, dem glänzenden Harnisch und Spieß bewehrt, an der Spitze der in Walhalla aufgenommenen Helden, der Einherier, und der Schlachtenjungfrauen, der Walküren, auf seinem achtbeinigen weißen Hengste Sleipnir täglich zur Jagd oder in den Krieg oder an der Spitze der Götter zum letzten Weltkampf reitet: vor dem wilden Heer erscheint er im günstigsten Fall mit breitkrempigem Hut und weitem dunklem Mantel aus Thierfellen angethan als Hackelbärend, d. h. Mantelträger (eigentlich Hakulberand**), von heklu, Mantel), noch gewöhnlicher aber***) in der Gestalt des leibhaften Teufels und hinter ihm durch die Luft in finsterer Mitternacht unter Hundegebell, Gebrüll wilder Thiere und mißtönigem Hörnerschall scheußliche Thier- und Menschengestalten; die einen sind ohne Köpfe oder sonst grausig verstümmelt; ein anderer liegt gebunden auf einem Rade und das Rad läuft von selbst um; noch ein anderer hat einen Schenkel über die Achsel geworfen und muß doch mitlaufen, und dergleichen mehr†). Und diese Erscheinung hat fast immer etwas Böses

*) Schwartz, S. 22 ff.

**) Simrock, Myth. S. 212.

***) Simrock, Myth. S. 243. Grimm, Myth. 872.

†) Grimm, Sagen. 1, S. 403, vergl. 248, 397, 398. Simrock, Myth. S. 235 f.

zu bedeuten: sie kündigt rauhes Wetter, Krieg oder Sterben an, und wem sie begegnet, der thut wohl, ihr auszuweichen, oder sich doch ganz still zu verhalten. — Hier finden wir also schon gespenstische Menschen eingemischt; an vielen Orten aber hat das wilde Heer als Ganzes seine ältere Bedeutung als mythische Veranschaulichung und Belebung des Gewitters oder ähnlicher Lufterscheinungen beibehalten, ähnlich wie der Türst im Entlebuch oder der Dürst im solothurner Gäu. Dieser hat noch im Sonderbundskriege zwei Tage vor dem Gefecht bei Gislikon mehr als fünfzigtausend müde schlaftrunkene Krieger in beiden Lagern von ihrer Streu aufgeschreckt und einige Tage später, unmittelbar vor dem Einzug seiner Truppen in Luzern, unsern General Dufour einige Augenblicke sogar einen Bruch des abgeschlossenen Friedens fürchten lassen, bis ein der Sache kundiger aargauischer Offizier ihn belehrte, das kanonenschußartige Dröhnen im Rücken seines Heeres sei nichts anderes als das rothenburger Schießen, eine Lufterscheinung, welche besonders an schwülen Herbsttagen oder auch mitten im Winter nicht selten infolge rascher Luftzersetzung in den höhern Schichten der Atmosphäre eintrete und, wo nicht böse Zeit, Krieg oder Pestilenz, doch böses Wetter andeute. Und wirklich brach auch gleich nach dem Einzug in Luzern ein Regenwetter los, das alle Straßen wochenlang unwegsam machte *).

Auch diesen „Stimmen aus der Höhe,“ diesen tönenden Luftschwingungen, welche namentlich um die Weihnachtszeit, wo denn auch das Wütisheer am tollsten sein Wesen treibt, den stürmischen Anfang des Winters verkünden, können wir heute nicht länger lauschen, obgleich sie sich auch in unserer nächsten Nähe vernehmen lassen; nämlich nicht nur im Oberland, besonders um die große Scheidegg herum, wo freilich der Teufel, wie überhaupt in den meisten Gegenden der Schweiz, die Anführung des von der Seite des grausen Rothenthals hereinströmenden Wütisheeres mächtigen Riesen, den Ureinwohnern des Landes, Westfriesen genannt, abgetreten hat, sogar am Büttenberg und am Hühnliwald, ganz nahe an der thuner Straße, wo, antiquarischen Angaben nach, in heidnischer Zeit eine Opferstätte gewesen sein soll, treibt sich dieser nächtliche Spuk herum **).

Ganz eigentlich aber gehört das wüthende Heer oder der wilde Jäger in unser heutiges Revier, sofern die christliche Zeit diesem ursprünglich

---

*) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, 1, S. 177. Naturmythen, S. VIII. ff. 67 ff.

**) E. Kohlrusch, schweiz. Sagenbuch, S. 37—40.

heidnischen Naturspuk eine sittliche Bedeutung gegeben und ihn zu gespenstischen Menschen umgeschaffen hat, welche zur Strafe für gewisse Laster oder Sünden auch nach dem Tode noch keine Ruhe finden können sondern als verdammte Geister bis zu ihrer an bestimmte Bedingungen geknüpften Erlösung oder gar in alle Ewigkeit bei nächtlicher Weile über die Erde hinstürmen müssen. So finden wir z. B. die natürliche Bedeutung des rothenburger Geschützes, verflochten mit der Sage von dem grausamen und fehdelustigen Ritter, welcher einst das unfern vom Zusammenflusse der Emme und der Reuß gelegene Schloß Rothenburg bewohnt haben soll. Dieser Rothenburger oder Rodensteiner hat sein braves Weib, als es ihm, den Säugling auf dem Arm, entgegentrat und ihn bat von einem neuen Raubzug abzustehen, mit der Streitaxt erschlagen. Dafür muß er nun, so oft ein Krieg im Land ausbrechen oder böses Wetter eintreten will, sein überirdisches Waffengetöse mit Donnerkläpfen erheben, und Einige haben ihn sogar erblickt, wie er mit einem ganzen Heere hoch die Lüfte durchreitet*). Aehnliches berichtet in unserm Oberlande der Volksmund von den Herren von Rothenthal, jenem furchtbar vergletscherten Thal an der Südwestseite der Jungfrau, aus welchem das wilde Heer aufbricht um über die Scheideggen bis in's Haslithal hineinzustürmen.

„Ehemals war hier eine der fruchtbarsten Alpen, und vor noch nicht zu langer Zeit führte von hier aus ein Paß, wenn auch nicht ohne Gefahr, nach dem jenseits gelegenen Wallis. Glücklich wäre das Loos der Bewohner dieses Thales gewesen, hätte nicht zu jener Zeit die Willkürherrschaft grausamer Herren auf ihnen gelastet. Keiner war seines Eigenthums sicher und selbst die Frauen und Jungfrauen des Thales entgingen nicht den Verfolgungen dieser Wüthriche. Ihr gottloses Treiben konnte jedoch nicht ungestraft bleiben. Der Zorn des Himmels erwachte und als einstmals einer von ihnen, der böseste von allen, unter

---

*) Rochholz, Naturmythen, S. 69. Eine merkwürdige Uebereinstimmung des Namens findet sich in einer ähnlichen am Odenwalde heimischen Sage. Wenn ein Krieg bevorsteht, so zieht ein Herr von Rodenstein, dessen männlicher Stamm erloschen ist, von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, dem auf einem Berge jetzt in Trümmern liegenden Schlosse Schnellerts, bei grauender Nacht, begleitet von seinem Hausgesind und schmetternden Trompetern aus nach seinem gegenüber, ebenfalls zertrümmert liegenden Raubschlosse Rodenstein. Man hat das Knarren der Wagen und ein ho! ho! schreien, die Pferde anzutreiben, ja selbst die einzelnen Worte gehört, die einherziehendem Kriegsvolk vom Anführer zugerufen werden. Zeigen sich Hoffnungen zum Frieden, dann kehrt der Zug von Rodenstein nach Schnellerts heim. (Grimm, deutsche Sagen 1, S. 244.)

denen das Land seither geschmachtet hatte, mit seinem wilden Gelüste ein junges Hirtenmädchen verfolgte, kam plötzlich im jähen Sprunge ein großer schwarzer Bock, welcher noch niemals vorher auf der Alp erblickt worden war, der fliehenden Jungfrau zu Hülfe und stürzte den Verfolger mit kräftigem Stoße von der steilen Felswand hinab in den Abgrund. Gleichzeitig aber erzitterten ringsum die Firnen der Eisberge und unter herabrollenden Felsstücken und Eismassen verwandelte sich das einst so blühende und fruchtbare Thal in die traurige Gletschereinöde, die es heute ist, und die von jenem Augenblick an nur selten von den Menschen betreten, der Aufenthaltsort aller jener Bösewichter ward, welche, einst hier herrschend, ihre Macht zur Unterdrückung ihrer Nächsten und zur Befriedigung ihrer verabscheuungswürdigen Leidenschaften mißbrauchten. Zu ewiger Buße verdammt, ziehen sie jetzt, ihr Schicksal in dumpfen eigenthümlichen Tönen beklagend, von hier aus oftmals durch das Land. So oft aber diese Töne gehört werden, kann man sicher sein, daß trübes regnerisches Wetter im Anzug ist und im Volke heißt es dann: die grauen Thalherren kommen! was ebenso viel bedeutet als: es wird schlecht Wetter werden *)."

Gewöhnlich aber wird durch die gespenstische Jagd die leidenschaftliche und rücksichtslose Jagdlust gebüßt, welcher im diesseitigen Leben gefröhnt worden ist. „Oben am Schreckhorn sowie in andern Alpengegenden lassen sich zwischen den Gletschern oft Töne hören, die dem Knall einer gezogenen Büchse gleichen. Dieß rührt von den Geistern der Gemsjäger her, welche, zur Strafe für ihre nicht zu überwindende Leidenschaft zum Jagen, von den Berggeistern in die Tiefe gestürzt, nun verdammt sind derselben auch noch nach ihrem Tode nachzugehen **)." Aehnliche Sagen gehen, auf bestimmte Personen bezogen, zu hunderten besonders durch die Schweiz und ganz Deutschland. So ist der im braunschweiger Lande mit erschrecklichem Hornblasen und Hundsgebell umherziehende wilde Jäger ein Jägermeister Namens Hackelberg gewesen, welcher auf seinem Todbette von Gott soll begehrt haben, daß er zum Lohne für sein christliches und gottseliges Leben „für sein Theil Himmelreich bis zum jüngsten Tage am Sölling mögt jagen ***)." Ebenso verhält es sich mit dem ewigen Jäger, der einst dem Grafen Eberhard von Württemberg im Wald begegnet ist. Weil er gewünscht hat, ewig

*) C. Kohlrusch, S. 35 f.
**) C. Kohlrusch, S. 40.
***) Grimm, Sagen. 1, S. 248.

jagen zu dürfen, ist er verwünscht, ewig jagen zu müssen und zwar bereits seit fünfthalbhundert Jahren an einem und demselben Hirsch*). Andere gespenstische Jäger sind Jäger, Förster oder Bannwarte gewesen, welche gegen arme Wildner oder Holzfrevler allzu hart und erbarmungslos verfahren sind**). —

Doch ich darf nicht länger durch Vorausnahme derartiger Beispiele die Ordnung durchbrechen, in welcher ich den gesammten Reigen der menschlichen Gespenster vor Ihrem inneren Auge vorbeiziehen zu lassen gedenke. Ich weise zur einführenden Empfehlung derselben nur darauf hin, wie in den einstweilen vorgeführten Beispielen sich bereits das sittliche Gefühl des Volkes kundgibt, welches im Verein mit vollberechtigten natürlichen Gefühlen und Trieben dem betreffenden Glauben seinen Ursprung gegeben hat. Wenn Göthe seinen Faust durfte sagen lassen: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," so dürfen wir mit gleichem Recht hinzufügen: „der Glaube ist des Herzens liebstes Kind," und alle jene Gespenster, welche in dem Wunderglauben des Volkes leben, verdanken ebenso wie die gewiß nicht minder zahlreichen, welche wir alle wohl ohne Ausnahme am hellen Tage sehen, ihr Dasein der Hoffnung und der Furcht, welche den beiden Grundtrieben unseres Herzens, der Liebe und dem Haß, entsprechen***). Und in diesem Ursprung, sagte ich, liegt seine allgemeine Bedeutung und Berechtigung, seine Wahrheit; von Irrthum aber ist nur insofern zu reden, als die Vorstellungen, welche die durch jene Gefühle und Triebe angeregte Phantasie geschaffen, für Wahrnehmungen, die täuschenden Bilder, in welche die Dichtung die Wahrheit eingekleidet hat, für Erscheinungen der äußeren Wirklichkeit angesehen werden.

Der Irrthum aber hat wenigstens bei dem im Volksgeiste wurzelnden Gespensterglauben seinen ersten Ursprung nicht in einem absichtlichen

---

*) Grimm, Sagen. 1, S. 397. Simrock, Myth. S. 236.

**) So Hans Jagenteufel bei Grimm, Sagen, I. S. 398 ff. u. a. m. — Bei Boccaccio V, 8 verfolgt und tödtet ein gespenstischer Ritter als Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit tagtäglich eine Jungfrau, deren Grausamkeit und Härte ihn zum Selbstmord getrieben hat.

***) Uebrigens wird nicht nur die Phantasie, sondern sogar der Verstand durch die Triebe des Herzens bestochen. „Erst sagt der Trieb im Menschen: ich will leben; ich will nicht sterben, ehe die Phantasie diesen Wunsch verwirklicht und der Verstand daraus die Folgerung zieht: „also muß ich leben, also unsterblich sein; denn der Trieb ist untrüglich," und so die Gefühlsnothwendigkeit des Triebes oder Wunsches zu einer logischen oder metaphysischen Nothwendigkeit macht. (L. Feuerbach, zur Unsterblichkeitsfrage.)

Betrug sondern in einer ganz natürlichen und unwillkürlichen Selbsttäuschung. Je heftiger unsere Brust von Liebe oder Haß, von Hoffnung oder Furcht bewegt wird, desto unwillkürlicher, anschaulicher und lebendiger sind die unter dem Einfluß dieser Leidenschaften und Affekte erzeugten Gestalten unserer Einbildungskraft und desto leichter verfallen wir in den Wahn, dieselben haben ein von unserm Geiste unabhängiges Dasein. Davon haben wir alle ja hinlängliche Erfahrung in unsern Träumen, und selbst im Zustande des Wachens tritt dieser Fall ein, am häufigsten da, wo große gemüthliche Aufregung sich mit großer körperlicher Ermüdung verbindet oder der Geist vom Verkehr mit der Außenwelt abgewandt ist, wie namentlich bei längerem Aufenthalt in der Einsamkeit oder im Dunkel, eine Thatsache, aus welcher allein schon die Vorliebe der Gespenster für Einöden und für die Mitternacht sich hinlänglich erklärt.

Homer läßt den nach erschöpfender Kampfarbeit am Strande des brausenden Meeres vom Schlaf überwältigten Achilleus im Traume sich mit dem über seinem Haupte schwebenden Schatten des geliebten Patroklos unterhalten, dessen Tod das ganze Denken und Fühlen und Trachten des Wachenden gewesen ist; Shakspeare stellt seinem Hamlet, der im einsamen Gemach seine schuldbeladene Mutter auf die Bilder des früheren und des gegenwärtigen Gatten hinweist, den Geist des Vaters vor Augen, dessen Mord zu rächen er unablässig sinnt. Und wir erblicken in diesen Dichtungen ebenso natürliche Vorgänge, wie in der geschichtlich überlieferten Vision des Brutus, welchem auf dem Marsch zum furchtbaren Entscheidungskampfe in der nächtlichen Stille des Zeltes bei ersterbendem Lampenlichte der Schatten des aus republikanischem Haß mit gewaltsamer Unterdrückung der persönlichen Neigung und der Pietätspflicht von ihm ermordeten Cäsar sich als sein böser Genius vorstellte. Auch Cassius hat, als Brutus ihm diese Erscheinung berichtete, nichts anderes darin gesehen als eine Ausgeburt der erhitzten Einbildungskraft, und derselbe Cassius, der Genosse des an Cäsar begangenen Mordes, sieht während der Schlacht bei Philippi den Ermordeten mit drohender Miene auf sich zureiten, ergreift vor ihm die Flucht und stürzt sich in sein Schwert.

Daß aber gerade die Gespenster in dem von uns bezeichneten Sinne es sind, welche unter den Visionen aller Völker die bedeutendste Stelle einnehmen und weitaus die größte Schaar bilden, das wird am wenigsten den befremden, der den Schmerz um den Tod geliebter Personen in seiner ganzen Bitterkeit empfunden hat. Dazu kommt, daß wir den Glauben an menschliche Gespenster, wie entschieden wir ihn auch einerseits als Aberglauben im gewöhnlichen, abgeleiteten Sinne, d. h. als W a h n g l a u b e n

bezeichnen müssen, doch anderseits mit demselben Rechte wie den Glauben an die von heidnischen Gottheiten abstammenden guten und bösen Geister als Aberglauben oder Afterglauben in der bereits von uns erwähnten ursprünglichen Bedeutung des Afterglaubens oder Nachglaubens bezeichnen können, bestimmter als einen Glauben, welcher dem religiösen Glauben gleichsam auf den Fersen folgt, als weitere Fortbildung oder Entartung sich ihm anschließt. Hat er doch zu seiner Voraussetzung überall den kirchlich anerkannten Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, an unsere persönliche, mit Bewußtsein und Willen verbundene Fortdauer nach dem leiblichen Tode, einen Glauben, der nächst dem Glauben an Gott, als der Grundlage aller Religion, gewißlich unter allen Glaubenssätzen auch ohne kirchliche Autorität bei den Sterblichen insgemein den leichtesten Eingang findet und die festesten Wurzeln schlägt. Dafür bürgt schon der natürliche Widerwille gegen ein ewiges Abscheiden von der süßen Gewohnheit des Daseins und das sehnliche Verlangen nach immer größerer Vervollkommnung und Glückseligkeit, insbesondere nach dauernder Wiedervereinigung mit den vor uns abgeschiedenen sowie mit den auf Erden uns überlebenden Lieben.

Die in diesem Glauben haftenden Vorstellungen haben sich natürlich in den verschiedenen Religionen und bei den verschiedenen Völkern nach der ihnen eigenthümlichen Lebensanschauung und Sinnesart verschieden ausgebildet. So galt, um nur kurz auf die bekanntesten und am bestimmtesten ausgeprägten hinzuweisen, dem Griechenvolke, welchem das Leben auf dieser Erde unter der strahlenden Sonne seines schönen Vaterlandes als das höchste erschien, ursprünglich wenigstens das persönliche Dasein nach dem Tode nur als ein abgeschwächtes, schattenhaftes Nachleben der des Leibes beraubten Seele, und der Schatten des Achilleus gibt dem zum Eingang des Todtenreiches herangetretenen Odysseus, welcher ihn als mächtigen Herrscher unter den Geistern glücklich preist, die Antwort: „Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier, der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld baun, als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen*).“

Der Islam verspricht seinen von orientalischer Liebesflamme durchglühten Gläubigen die reichste Fülle des süßesten Genusses in den Armen der ewig jungfräulichen Huris auf den schwellenden Teppichen des immergrünen paradiesischen Gartens. Der kriegslustige und stets durstige Urgermane erwartete in Walhalla als Einherjer alltäglich vom Hahnenschrei

*) Homer. Odyss. XI, 489—491.

an bis zum Mittag sich im wildesten Kampfe herumzutummeln und dann nach sofortiger Heilung aller Wunden als Tischgenosse Odhins vom Speck des Ebers Sahrimmer zu speisen und dazu aus unerschöpflichen Trinkhörnern Bier und Meth zu zechen. Dagegen hofft der beschauliche Hindu auf eine dereinstige Rückkehr in das Wesen Gottes selbst, und der Geist des Christenthums prägt sich hinsichtlich des jenseitigen Lebens am reinsten aus in dem Glauben an eine unendliche sittliche Vervollkommnung, an eine Verklärung des Geistes von einer Klarheit zur andern. Welch ein Kontrast in der Auffassung des wahren Lebens und der Lebensbedingungen tritt doch hier zu Tage zwischen dem christlichen und dem altgriechischen Glauben! Nach diesem ist der irdische Leib die unentbehrliche Grundlage des vollen geistigen Lebens, und die Schatten der Abgeschiedenen im Hades müssen insgemein erst von dem Blute der eben zu diesem Zwecke geschlachteten Schafe trinken, um die zur Unterhaltung mit Odysseus erforderliche Besinnung wiederzuerlangen, während nach christlicher Auffassung der grobsinnliche irdische Leib vielmehr als ein Kerker des Geistes, als ein Hemmniß seiner Vervollkommnung, seiner Verähnlichung mit Gott erscheint und, um dieser theilhaftig zu werden, mindestens einem feineren ätherischen Leibe Platz machen muß. Demnach wäre auch das Christenthum als die Religion des reinen Geistes der Entwicklung und Ausbildung des Gespensterglaubens durch die Volksphantasie durchaus ungünstig, wenn diese nicht eine Stütze und Handhabe hierzu gefunden hätte in den Glaubenssätzen von der Auferstehung des Fleisches, der Hölle und dem Fegefeuer.

Ganz besonders ist es das sehnliche Verlangen nach möglichst baldiger Erlösung aus dem Fegefeuer und beschleunigtem Eintritt in den Zustand der Seligkeit, welches eine Unzahl von armen Seelen angetrieben hat, als Gespenster zu erscheinen, um die im Leben zurückgelassenen Verwandten oder Freunde zur Aufwendung der für eine hinlängliche Anzahl von Seelenmessen nöthigen Summen zu bewegen. Wem diese am meisten zu gute gekommen sind, das läßt sich hier nicht wohl untersuchen. Ich erlaube mir nur diesem Beispiel eines an den Kirchenglauben sich anlehnenden Aberglaubens ein anderes gegenüberzustellen, welches sich in einem provenzalischen Gedichte von Fréderic Mistral (Mirèio 1859) vorfindet. „In der Nacht des St. Medardusfestes — so heißt es dort — entsteigen den Gewässern die Ertrunkenen, klimmen barfuß, in schlammigem Gewande und mit triefendem Haar, an's steinige Ufer und ziehen da, brennende Kerzen in den Händen, in langer Reihe unter den Pappeln hin, verunglückte Fischer, verzweifelte Mädchen. Sie spähen dabei nach

allen Seiten; sie suchen nach guten Werken, die sie im Leben ausgesät; die werden in den Händen der Urheber zu Blumen, und wenn diese zu einem Sträußchen sich angesammelt haben, so heben die Todten sie zum Himmel empor und gehen in die Seligkeit ein; die übrigen kehren vor dem Morgenlicht in die kalte Flut zurück, wo sie bis zum jüngsten Tage der göttlichen Vergebung harren."

Auf eine Vergleichung dieser beiden so verschiedenen Erlösungsmittel kann ich mich hier ebenso wenig einlassen wie auf eine weitere Darlegung des Verhältnisses zwischen Kirchenglauben und Volksaberglauben überhaupt, da unsere heutige Hauptaufgabe eben darin besteht den Gespensterglauben nicht sowohl von seiner religiösen als von seiner psychologischen, moralischen und poetischen Seite zu beleuchten, und zu diesem Behufe gestatten Sie mir noch Ihnen eine Reihe von betreffenden Sagen und Gedichten vorzuführen, welche mir nach der einen oder der andern dieser Seiten oder nach mehreren zugleich bedeutsam scheinen.

Bei dem Reichthum und der bunten Mannigfaltigkeit des mir vorliegenden Stoffes ist es mir nicht leicht geworden, denselben für eine auf wenige Stunden beschränkte Mittheilung zu sichten, und noch weniger ihn auf eine logisch und psychologisch stichhaltige Weise zu ordnen; denn es bietet sich hierfür eine ziemliche Anzahl verschiedener Gesichtspunkte dar, namentlich der innere Beweggrund und der äußere Anlaß, der Zweck und der Erfolg, die Form und Weise des Erscheinens der Gespenster, und so ließ es sich nicht wohl vermeiden, wenn auch nicht Nebeneintheilungen anzufügen, so doch für Glieder verschiedener Ordnung den Eintheilungsgrund zu wechseln. Ermöglicht aber und erleichtert wird uns anderseits die Eintheilung und Anordnung dadurch, daß, abgesehen von dem Einfluß der religiösen Glaubensvorstellungen, die besondere Gestaltung des Gespensterglaubens auf einer Uebertragung der unser diesseitiges Leben durchziehenden natürlichen und sittlichen Gefühle und Triebe auf die abgeschiedenen Seelen beruht.

Hiernach erweist es sich am angemessensten die ganze Gespensterwelt zunächst in zwei Hauptschaaren zu sondern, nach zwei einander entgegengesetzten Grundstimmungen und Trieben, welche nicht nur einen der wesentlichsten Unterschiede unter den einzelnen Menschen bedingen sondern auch innerhalb einer und derselben Seele dem folgewichtigsten und schwersten, selten völlig entschiedenen Zwiespalt und Kampf hervorrufen. Es ist derselbe Zwiespalt, den Göthe's Faust, dieser

großartigste Repräsentant des strebenden Menschengeistes, mit den Worten bekennt:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust;
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Nicht anders als wie das Menschenherz, so lange sein Blut in unsern Adern kreist und unser leibliches Leben erhält, von zwei polarischen Mächten angezogen wird und, von geistigen und sinnlichen Trieben bewegt, gleichsam zwischen Himmel und Erde hangt und schwankt und bald der eine bald der andere Trieb den Sieg davon trägt und hier die Lebenslust dort der Lebensüberdruß überwiegt und dieser sich zuweilen bis zur Todessehnsucht steigert: nicht anders ist auch der Sinn der von dem diesseitigen Leben abgeschiedenen Geister diesem hier zugewandt, dort abgewandt; sie sehnen sich entweder nach der Erde oder nach dem Himmel, nach erneuter Lebensthätigkeit oder nach Todesruhe, und sowohl der eine als der andere Trieb erscheint als Beweggrund zu zeitweiliger Rückkehr in das diesseitige Leben. Die einen kommen wieder, weil sie *wollen*, die andern weil sie *müssen*; jenen ist ihre Wiederkunft Selbstzweck oder Mittel zur Erreichung eines bestimmten diesseitigen Lebenszweckes, diesen nur Mittel zur Erwerbung der Ruhe im Grabe oder der himmlischen Seligkeit.

Billiger Weise wenden wir uns zunächst jenen zu, welche *freiwillig* und *gern* erscheinen und zwar entweder nur aus eigenem *innern Antrieb*, oder auf einen *äußern*, aus dem diesseitigen Leben stammenden *Anlaß*.

Unter allen Mächten, welche unser Herz an das dießseitige Leben binden, ist keine zugleich sittlich berechtigter und gewaltiger als die reine, wahre *Liebe des Menschen zum Menschen*, und unter allen Schicksalsschlägen verwundet keiner unser Herz tiefer und nachhaltiger und vermag keiner unsere Liebe zum Leben gleichermaßen abzuschwächen, ja in Lebensüberdruß und Todessehnsucht zu verkehren, als der *Tod geliebter Menschen*. Denn mit dem Tode stirbt die Liebe nicht. Die Liebe ist stärker als der Tod, eine Wahrheit, welcher vor etwa zweihundert Jahren

der Vater des deutschen Kunstdrama's, Andreas Gryphius, in einem Reihen der Tugenden, des Todes und der Liebe*) so ergreifenden Ausdruck gegeben hat:

T. „Der Tod hebet alles auff. — L. Nur die Libe nicht" und

L. „Wer libt wird durch den Tod von Libe nicht getrennet."

Nichts aber ist natürlicher, als daß wir dieses Gefühl der Unsterblichkeit und Allgewalt der Liebe und das davon unzertrennliche Verlangen nach Wiedervereinigung mit den Geliebten nach dem Tode, wie es zunächst in uns selber lebt, auch auf die Todten übertragen. Das allgemeinste und selbst mit den kirchlichen Dogmen übereinstimmende Erzeugniß dieses Verlangens ist der Glaube an die Wiedervereinigung Liebender nach dem beiderseitigen Tode. Diese finden wir denn auch, und zwar mit besonderer Vorliebe bei unglücklich Liebenden, in Sagen und Liedern der verschiedensten Völker auf sinnige Weise symbolisch angedeutet. So in der norwegischen Ballade „Bendik und Arolilja", in dem schwedischen Liede „Hilla, lilla", in rumänischen, serbischen, neugriechischen Volksliedern, in der portugiesischen Romanze „Graf Nillo" und mehrfach in schottischen Balladen, namentlich von „Wilhelm und Margareth"**), von „Prinz Robert"***), von „Lord Thomas und schön Aennchen"†). Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht wohl die Sage

---

*) In dem Trauerspiele Katharina von Georgien.

**) In Herder's Stimmen der Völker, S. 16 ff.:

„Schön Gretchen begrub man unten am Chor,
Lieb Wilhelm oben hinten.
Aus ihrer Brust eine Ros' entsprang;
Aus seiner entsprang eine Linden.

„Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan;
Da konnten sie nicht höh'r;
Da schlangen sie sich zum Liebesknoten,
Und jeden wunderts sehr."

***) Dönniges, altschottische und altenglische Volksballaden, München 1852. S. 57 ff.:

„Der Eine liegt in Maria's Kirch',
Die Andr' in Maria's Chor;
Aus dem Einen wuchs eine Birke heraus,
Aus der Andern ein Schlehdorn hervor.

„Die wuchsen dort vereinet fort,
Schlehdorn und Birk' alldar;
Und draus mög't ihr erkennen leicht,
Sie waren ein treu Liebespaar."

†) Dönniges, S. 130.

von Tristan und Isolde, auf deren Gräbern Rebe und Rose ihre Zweige in einander schlingen und untrennbar verwachsen. Mit unwesentlicher Abweichung findet sich dieselbe auch in dem isländischen Tristramliede, dessen Schluß, von da an, wo die lichte Isodd bei Tristrams Leiche gestorben ist, (in der Uebersetzung von Willatzen) also lautet:

„Die finstere Isodd aber*) gebot
und schwur mit wildem Eiden:
vereinen soll sie selbst nicht der Tod;
auch jetzt will ich sie scheiden.

Und sprach und winkte mit der Hand:
„ihr soll ein Grab man graben
an dieser Kirchenmauerwand;
er soll's an jener haben."

Zwei Linden aber wuchsen gemach
aus ihrem Grab und dem seinen
und thäten über dem Kirchendach
Die grünen Gipfel vereinen."

Der Kehrreim des Liedes aber lautet:

„Sie waren nicht leicht zu trennen."

Wie frostig kommt uns doch nach so einfacher Volksdichtung der Schluß jenes durch Beethovens Komposition zu unverdienter Verbreitung gelangten Matthisson'schen Liedes vor:

„Einst, o Wunder, entsproßt auf meinem Grabe
eine Blume der Asche meines Herzens;
deutlich flimmert auf jedem Purpurblättchen
Adelaide."

So muthet uns neben dem Dufte natürlicher Blumen der Schimmer papierner an.

Der allgemeine Glaube an eine erst nach dem beiderseitigen Tode stattfindende Wiedervereinigung genügt aber der Liebe noch nicht. Wenn schon im Leben getrennte Freunde und Geliebte in dem Bewußtsein geistiger Gemeinschaft und vollends in der Gewißheit, daß zu bestimmten Zeiten ihre Gedanken und Empfindungen sich begegnen, den höchsten Genuß finden und deshalb wohl ausdrückliche Verabredung treffen: so verbindet sich auch mit dem Angedenken an einen geliebten Todten der

---

*) Isot Weißhand bei Gottfried von Straßburg.

sehnliche Wunsch, auch er möge gleichzeitig des Lebenden in Liebe gedenken und wo möglich ihm Gewißheit darüber geben — und der Wunsch gebiert den Glauben: der Todte, von gleichem Gefühle und Wunsche beseelt, kündigt sich dem Lebenden durch bestimmte Zeichen an. Davon ist uns eine der schönsten Sagen schon aus dem griechischen Alterthum überliefert. In der Nähe des hundertthorigen Theben stand und steht zum Theil noch das Marmorbild des Aethiopenfürsten Memnon, des einzig geliebten Sohnes der Eos, der rosenfingrigen Göttin der Morgenröthe. Sobald diese sich am Rande der Erde zeigte um den Sterblichen die Ankunft der Sonne zu verkünden, ertönte von der Bildsäule des von Achilleus getödteten Sohnes her ein heller fröhlicher Klang wie von einer Harfe, die zu einem Liede angeschlagen wird, und die Erde erglänzte von Thautropfen, den Thränen der mütterlichen Wehmuth; wenn aber der Sonnengott seinen Wagen in die Fluthen des Okeanos hinabgelenkt hatte und das Abendroth am Himmel verschwand, dann hörte man einen dumpfen Schall, wie wenn die Saiten einer Zither zerreißen*).

Aber auch die sichersten sachlichen Zeichen treu bewahrter Liebe vermögen den Verlust der geliebten Person selbst nicht zu ersetzen, das ungeduldige Sehnen nach persönlicher Wiedervereinigung nicht zu stillen. Dieses ist zu mächtig und zu ungeduldig, als daß es den natürlichen Tod erwarten könnte, und je nachdem der Ueberdruß oder die Lust am Leben überwiegt, treibt es den Ueberlebenden das Wiedersehen des geliebten Todten entweder durch Selbstmord zu beschleunigen oder es erregt in ihm die Hoffnung und Erwartung, die Gottheit selbst werde aus Erbarmen mit seinem ebenso unverschuldeten als unerträglichen Schmerz auf seine Bitten hin ausnahmsweise sogar das allgemeine Naturgesetz durchbrechen und dem geliebten Todten gestatten leibhaft ins Leben zurückzukehren oder doch dem Lebenden zu erscheinen. Die hieraus entsprungenen Sagen betreffen vorzugsweise jugendliche Gatten, welche der Tod allzufrüh getrennt hat. Hieher gehört aus dem germanischen Heidenthum die Ueberlieferung der Edda von Helgi, dem Hundingstödter, und seiner Gattin Sigrun. Den von seinem Schwager Dag getödteten Helgi hat Odhin in Walhalla aufgenommen; er hat ihm sogar angeboten die Herrschaft mit ihm zu theilen; weil aber der übermächtige Sehnsuchtsschmerz Sigruns dem Todten alle Freuden Walhalla's vergällt, erlaubt er ihm auf die Erde zurückzukehren. Am Abend sieht ihn Sigruns Magd mit anderen Helden zu seinem Grabhügel reiten. Auf den Bericht der Magd

*) Pausanias 1, 42. III, 3. Ovid. Met. XIII, 596 ff.

geht Sigrun selbst hin und verbleibt die Nacht im Grabhügel bei dem Gatten, der erst am Morgen von ihr scheidet,

„zu reiten geröthete Pferde,
das fahle Pferd den Luftsteig treten zu lassen*).“

Auch hier ist das griechische Alterthum mit einer Anzahl von Mythen vorangegangen, in welchen sich die Geneigtheit der Götter kundgibt zu Gunsten liebender Herzen selbst das Grundgesetz des Todes zu mildern. Dem thrakischen Sänger Orpheus gewährt der Gott des Schattenreiches seine flehentliche Bitte die kurz nach der Vermählung in ihrer ersten Jugendschöne durch einen Schlangenbiß getödtete Gattin Eurydike zur Oberwelt zurückführen zu dürfen; der trostlosen, verzweifelnden Laodameia gibt er den als erstes Opfer des troischen Krieges gefallenen Gatten Protesilaos zurück, der ihm auf seine Frage, ob er denn nicht aus der Lethe getrunken habe, die Antwort gegeben hat: „wohl; aber meine Liebe war zu groß.“ Und seinem unsterblichen Sohne Polydeukes gestattet Zeus mit dem im Kampfe gefallenen sterblichen Zwillingsbruder Kastor abwechselnd je einen Tag in dem Grabe zu Therapnae, den andern im Olymp zuzubringen. Es ist aber zu beachten, daß in allen diesen Fällen das göttliche Gnadengeschenk nur ein bedingtes und unvollkommenes ist. Orpheus darf die ihm zurückgegebene Gattin nicht eher anblicken, als bis beide zum Lichte der Oberwelt emporgestiegen sind, und weil er, sei es aus Mißtrauen, sei es aus Ungeduld, dieses Verbot noch im letzten Augenblick übertritt, sinkt die Gattin sofort wieder in das Dunkel des Hades zurück. Protesilaos wird nur auf drei Stunden dem Leben zurückgeschenkt, und diese Flüchtigkeit des erflehten Glückes steigert nur die Sehnsucht der zum zweitenmal verlassenen Gattin und sie stirbt ihm bald nach, sei es aus Herzeleid, sei es durch Selbstmord**). Polydeukes endlich muß die Wiederbelebung des Bruders mit der Hälfte seiner Unsterblichkeit erkaufen. — Hierin macht sich bei allem Mitgefühl doch das unvertilgbare Gemeinbewußtsein geltend, daß die Sache eigentlich nicht mit rechten Dingen zugehe. Der Tod muß allgemeines Menschenloos und seine Zeit vom Willen der Götter abhängig bleiben, auf daß die Menschen nicht versucht werden die Macht derselben geringer zu schätzen, und Asklepios, der sich vermißt nicht nur lebende Men-

---

*) Br. Grimm, Lieder der alten Edda 1, 114—119. W. Wackernagel Programm des basler Pädagogiums von 1835. S. 5 f.

**) Näheres über die verschiedene Gestaltung der Sage von Protesilaos und Laodameia bei Wackernagel a. a. O. S. 13.

schen zu heilen, sondern sogar Todte wieder zu blühendem Leben zu erwecken, wird, obgleich Apollons Sohn, durch den Blitz des Zeus erschlagen. Nur Alkestis, welche für ihren Gatten Admetos freiwillig in den Tod gegangen ist, wird durch Zeus' Sohn Herakles zu dauernder Wiedervereinigung mit ihrem Gatten dem Gotte des Todes abgerungen: der höchste und beispiellose Triumph aufopfernder Liebe.

Das Christenthum erscheint dem Glauben an eine nach göttlichem Willen oder doch mit göttlicher Zulassung erfolgende Rückkehr geliebter Todten in das diesseitige Leben zunächst allerdings günstig, insofern es in dem Wesen Gottes die unendliche Liebe und Barmherzigkeit hervorhebt, durchaus ungünstig hingegen, insofern es die Seligkeit als Lohn der Frommen in eine stetsfort gesteigerte Geistigkeit setzt und darauf hinweist, daß alle Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die in Ewigkeit an uns solle offenbart werden. Erwägen wir zudem den gewaltigen Einfluß der durch die Kirche gepflegten, das lichte Bild des Gottes der Liebe trübenden grobsinnlichen Vorstellung von Hölle und Fegefeuer, von der peinlichen Strafe und Läuterung, welche an dem Leibe der Verdammten und Unheiligen als dem eigentlichen Sitze der unverzeihlichen und der verzeihlichen Sünden vollzogen werden soll, und rechnen wir endlich die Menge der durch den Eifer christlicher Bekehrer aus heidnischen Gottheiten geformten bösen Geister hinzu, welche ebenso wie ihr Oberhaupt, der Teufel, um die Menschen zu täuschen oder zu plagen, alle möglichen thierischen und menschlichen Gestalten annehmen können: so müssen wir uns sagen: es konnte nicht anders kommen, als daß der Gespensterglaube bei den neubekehrten christlichen Völkern eine düstere Färbung annahm und daß man einen in das dießseitige Leben zurückkehrenden Todten nicht sowohl für eine gottbefreundete und gottgesandte als für eine gottlose, ja geradezu teuflische Erscheinung für ein Blendwerk der Hölle anzusehen geneigt war, welches mit göttlicher oder kirchlicher Hülfe, durch Anrufung des Namens Gottes und Christi, Maria's und aller Heiligen, durch Ergreifung oder Vorzeigung der Monstranz oder des Kruzifixes, durch Bekreuzigung, Läuten der Kirchenglocken u. dergl. m. zu verscheuchen sei.

Neben dieser unheimeligen Vorstellung hat sich jedoch ein gar freundlicher und lieblicher, auf den echt christlichen Glauben an die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes gegründeter Aberglaube gebildet und erhalten. Unter den hieraus entsprungenen Sagen und Sitten verdient hier, wo ich mich meist auf einzelne Beispiele beschränken muß, wohl am meisten diejenige hervorgehoben zu werden, von welcher Emil Souvestre in le foyer breton (1, 145) berichtet: „In der Nacht des Allerheiligen-

festes gewährt der Herr den Abgeschiedenen, nachdem so viel für sie gebetet worden, auf kurze Zeit an den heimischen Herd zurückzukehren. Da sind denn alle Häuser von armen Seelen so voll wie im Herbste die Hohlwege von gelben Blättern. Fromme Leute lassen daher nach der Abendmahlzeit in der Bretagne die Tische gedeckt und legen frisches Holz an's Feuer, auf daß die Todten sich erlaben und ihre kalten Glieder erwärmen mögen."

Hier macht sich außer der göttlichen Liebe auch die ursprüngliche Geistigkeit des Christenthums wenigstens noch insofern bemerklich, als die Seele der Abgeschiedenen nicht sichtbar erscheinen. In ganz bestimmter sichtbarer Gestalt dagegen erscheint ein von Gott selbst gesandtes Gespenst in einem serbischen Liede, auf welches wir in späterem Zusammenhang noch zurückkommen werden. Die an einen übermeerischen Ban verheirathete Jelitza ist so tief betrübt darüber, daß ihre ohne ihr Wissen in der Heimath gestorbenen Brüder sie nicht ihrem Versprechen gemäß besuchen, und sie stöhnt so schmerzlich vom Morgen bis zum Abend, daß es den Herrn im Himmel erbarmt.

„Zween seiner Engel rief er zu sich:
Geht hinunter, meine beiden Engel,
Zu dem weißen Grabe des Johannes,
Des Johannes, ihres jüngsten Bruders:
Haucht den Knaben an mit euerm Geiste,
Aus dem weißen Grabstein macht ein Roß ihm,
Und ein Brot bereitet ihm aus Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke:
Rüstet ihn, daß er zur Schwester gehe*)."

Und so geschieht's, und der gespenstische Bruder ist, obgleich im Grabe ergraut, dem lebenden so ähnlich, daß die Schwester ihn schon von fern erkennt, ihm entgegenläuft und ihn umhalst und küßt.

Aber auch unter denjenigen bei christlichen Völkern entstandenen Sagen und Liedern, in welchen keine göttliche Mitwirkung oder Zulassung ausdrücklich erwähnt ist — und diese bilden bei weitem die Mehrzahl — beruhen ungemein viele, vielleicht die meisten, jedenfalls die gemüthvollsten auf dem der Idee der Liebe entsprechenden Gespensterglauben, und diese sind es, bei welchen wir zunächst noch verweilen wollen.

---

*) Talvj, Volkslieder der Serben I, 160—164. Wackernagel a. a. O. 8—10. Der vollständige Text des Liedes steht in Beilage Nr. I.

Die erste Stelle unter allen gebührt hier denjenigen, in welchen als Beweggrund zur gespenstischen Rückkehr in's Leben die Mutterliebe erscheint, und unter diesen zeichnen sich wiederum die sogenannten Maßkilieder der Südrussen durch Zartheit und Innigkeit aus. Maßki heißen nämlich die ruhelosen Seelen kleiner, ohne Taufe in's Jenseits gegangener Kinder. Der Südrusse denkt sie sich ähnlich wie unsere Nixen im Wasser lebend, mit langem grünem Haar, auf Weiden und Rohr schaukelnd, neckisch klagend, auflachend, die Ihrigen verfolgend und die Taufe begehrend. In den Liedern der kleinrussischen Bauern spielen die Maßki eine Hauptrolle. Wir lassen hier Einiges darüber in aller Kürze folgen.

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die Ukraine unter der schweren Unterdrückung der Polen zu leiden; erst der Hetman Bogdan Chmelnizki brachte die Ukraine unter die Oberhoheit des Kaisers Alexis von Moskau. Vorher, wie gesagt, herrschten die Polen mit unerhörter Grausamkeit, und ihre Geistlichkeit wie Gutsbesitzer drangen unter den brutalsten Gewaltthätigkeiten auf Annahme des katholischen Glaubens. Sie verschlossen dem schon verarmten und ausgesogenen Volke ihre Kirchen, verpachteten sie an Juden für hohen Zins, und so kam es, daß der arme Bauer der Ukraine oft nicht das Geld erschwingen konnte, sein Kind taufen zu lassen. Lieder, die noch heute im Volksmunde leben, sprechen ihre damaligen Leiden aus, z. B.

Ukraina, Ukraina,
Deine Kirchen sind verschlossen;
Und beim Juden hängt der Schlüssel,
Und der Schlüssel ist so schwer.

In einem dieser Lieder hat eine kleine Maßka ihre Mutter, die Wasser zu schöpfen kam, zu Tode gekitzelt und zu sich in's Wasser gezogen. Die Mutter aber hinterläßt noch einen Säugling im Leben, und die Schwester der Mutter bringt diesen allabendlich zum schilfumrauschten Wassergrabe, wo ihn dann die Mutter herzt und drückt und säugt*).

Am gewöhnlichsten ist es die bedrängte Lage der hinterlassenen Kinder, welche die Mutter, deren Liebe ja nicht sterben kann, aus ihrem Grabesschlummer weckt und in's Leben zurücktreibt, namentlich Mißhandlung durch eine böse Stiefmutter. Da bewährt sich das Wort der Liebe in dem schon von uns erwähnten Reihen des Andreas Gryphius:

„Wünscht ihr euch von Banden frei!
Kommt zu mir allein.

*) C. H. in der illustrirten Zeitung 1866. Nr. 1201.

Libe sprengt die Kett entzwei,
Bricht durch Stahl und Stein."

Und in diesen Fällen fehlt denn auch zur Erfüllung der Mutterpflicht, zur Befriedigung eines so übermächtigen sittlichen Triebes die göttliche Einwilligung nicht.

So geht in einem deutschen Märchen die ermordete Königin allnächtlich aus ihrem Grabe hervor, um ihre von der Stiefmutter, ihrer Mörderin, verwahrlosten und gequälten Kinder zu liebkosen und zu säugen und zu pflegen, und als zuletzt der König den Geist seiner Gemahlin erkannt hat, erhält sie durch Gottes Gnade das Leben wieder*). Gleichen Inhalt hat ein altdänisches Lied. Herrn Dyrings Frau stirbt und er freit eine andere, ein bös und grimmes Weib. Uebel geht es den sieben Kindern ihrer Vorfahrin:

Die Kindlein weinten am Abend spät;
Die Mutter es unter der Erde hört'.
Das hörte die Frau, die unter der Erde lag:
„Möcht' gehn zu meinen Kindlein fürwahr!"
Die Frau ging hin vor Gott zu stehn:
„Und darf ich zu meinen Kindlein gehn?"
So lange sie ihn bitten thät,
Bis er ihr hinzugehn gewährt. —
„Und du sollst kommen zurück wann kräht der Hahn:
Nicht länger darfst du bleiben dann."
Da hob sie auf ihre müden Bein':
Die Mauer zersprang und der Marmelstein.
Als sie durch's Dorf gieng, zu der Stund
Heulten in die Wolken so laut die Hund'.
Und als sie zu dem Burgthor kam,
Stand ihre älteste Tochter daran. —
„Was stehst du hier, liebe Tochter mein?
Und wie geht's den kleinen Geschwistern dein?"
„Ihr seyd eine Frau beides schön und fein;
Doch ihr seyd nicht die liebe Mutter mein.

*) Märchen d. Br. Grimm 1, 64. Vergl. Wackernagel a. a. O. S. 12: „Damit in Berührung steht das Märchen von den drei Männlein im Walde. Grimm 1, S. 76. Die in eine Ente verwandelte Königin kommt des Nachts geschwommen und fragt: „was macht mein Kindlein?" Dann geht sie in ihrer wahren Gestalt hinauf, gibt dem Kinde zu trinken, schüttelt sein Bettchen und deckt es zu; zuletzt schwimmt sie wieder als Ente durch die Gasse fort. Mit der Zeit wird sie entzaubert."

Meine Mutter war weiß mit Wangen roth;
Doch du bist bleich und gleich dem Tod."
„Und wie sollt' ich seyn weiß und roth?
So lange hab' ich gelegen todt."
Und als sie kam in die Stube gegangen,
Da standen die Kindlein mit Thränen auf den Wangen.
Das eine sie kämmt, dem zweyten 's Haar sie flicht,
Das dritte sie in die Höh' hebt, das vierte sie aufricht;
Das fünfte sie setzet auf ihren Schooß;
Sie reicht ihm ihre Brust so süß.

Dann schilt sie den Vater um seine Lieblosigkeit; von da an hatten es die Kinder besser*).

In andern Liedern kommen die Kinder zu dem Grabe ihrer Mutter und klagen ihr Leid. Die Mutter erwacht und spendet ihnen guten Rath und Trost.

So in einem Volkslied aus dem Kuhländchen.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!
Wo ist meine liebe Mutter?
„Geh du ein Steiglein hinunter.
Geh du dem schmalen Steiglein nach
Bis auf den lieben Kirchhof."
Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!
Wacht auf, meine liebe Mutter,
Und laßt mich zu euch hinunter!
„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh."
Faul Holz das will ich essen,
Trübes Wässerlein will ich trinken.
Wenn mir meine Mutter soll Brot geben,
So schüttet sie mir immer Asche drauf.
Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!
Wenn sie mir soll ein weiß Hemdlein geben,
So schmeißt sie mir's vor die Füße hin.

---

*) Wilh. Grimm, altdän. Heldenlieder, Balladen und Märchen. S. 147—149. Wackernagel a. a. O. S. 12.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!
Wenn mich meine Mutter strählen soll,
So strählt sie, daß mir das Blut nach lauft.
Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!*)

Und ein littauisches Lied lautet:

Sie schickten mich hinaus zum Walde,
Damit ich Heidelbeeren pflückte:
Naß wurden mir die Augen balde,
Als ich mich nach den Beeren bückte.
Ich ging davon und warf mich nieder
An meiner lieben Mutter Grabe;
Nun weint' ich recht und weinte wieder;
„Ach daß ich dich verloren habe!"
„Wen hör ich droben um mich klagen?
Wer tritt den Hügel mir zu Haupte?"
„Ach, soll die Tochter Leid nicht tragen,
Die früh verwaiste, dein beraubte?"
„Muß mir denn alles Glück nicht fehlen,
Seit dich beschließt des Grabes Pforte?
Wer wird mir meine Haare strählen?
Wer wird mir reden Liebesworte?"
„Geh heim, o Tochter, und gewahre
Wie zärtlich dir an meinem Orte
Die zweyte Mutter strählt die Haare,
Ein Jüngling redet Liebesworte."**)

Echte Herzensliebe gibt sich aber nicht nur durch Pflege, Rath und Trost, sondern auch durch Verzeihung kund, und auch diese schwerere aber eben darum zugleich höhere Bethätigung der Liebe hat der Volksglaube auf die Todten übertragen, indem er sie den im Leben zurückgebliebenen Geliebten, welche sich irgendwie an ihnen vergangen haben, in der Absicht erscheinen läßt sie deshalb zu beruhigen. Und

*) Meinert, Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1, 89. 90. Nach der wörtlichen Uebertragung von Wackernagel a. a. O. S. 4.

**) Wackernagel a. a. O. S. 4—5. Das Original bei Rhesa, litt. Volkslieder. Eine andere Bearbeitung in Chamisso's Gedichten S.154. 155.

welche Liebe hat wohl mehr zu verzeihen als die zwischen Mann und Weib? Die Verzeihung darf aber nicht an Unwürdige verschwendet werden, und unter allen Vergehungen, deren Liebende sich gegen einander schuldig machen können, erscheint dem sittlichen Gemeingefühl wenigstens bei christlichen Völkern keine unverzeihlicher als Untreue und Verrath an der Liebe selbst. Ueber diese ergeht denn auch in echt volksthümlichen Sagen und Liedern insgemein ein sehr strenges Gericht. Wo daher die um eines andern Weibes willen verlassene und vor Gram darüber gestorbene Jungfrau oder Gattin dem ungetreuen Manne Verzeihung bringt, da müssen ungemein starke Milderungsgründe walten. So in der bereits erwähnten schottischen Ballade von Schön-Margreth und Lord William*).

Hier läßt zwar der Liebende die Geliebte um einer reichen und vornehmen Braut willen im Stich; aber er begeht an ihr keinen feigen Verrath, sofern er ihr in dem Glauben der Geliebten kein so schweres Herzeleid zuzufügen seinen Entschluß offen ankündigt. Auch können wir aus seinen eigenen Worten schließen, daß er sich nicht aus Liebe sondern widerwillig und aus äußern Rücksichten, etwa aus Gehorsam gegen seine Aeltern, zur Vermählung entschlossen hat (St. 1 und 2).

Aber die ruhige Miene der Jungfrau war der Spiegel eines tiefen Sees: beim Anblick des vorüberziehenden Brautzuges bricht ihr das Herz (St. 3 und 4). Ihre Liebe aber überwindet Schmerz und Tod, und sie erscheint dem Liebenden in der Nacht um ihn zu beglückwünschen (St. 5 und 6). Doch der Volksgeist verlangt Genugthuung für die schuldlos hingeopferte Liebe des Mädchens, und er erhält sie. Auch in dem Geliebten hat die alte Liebe nicht sterben können. Am frühen Morgen treibt es ihn in das Haus der verlassenen Geliebten; die Brüder lassen ihn ein (St. 7 — 11). Er küßt der Mund der Leiche und wir erfahren auf den Einspruch der Brüder hin aus seinem Munde, daß er ihr nie ein Treu- oder Ehegelübde gethan hat. Aber auch damit hat er die Schuld noch nicht völlig gesühnt. Das Leben hat für ihn keinen Werth mehr und Tags darauf stirbt er der Geliebten nach (St. 16 und 17).

Mit diesem tragischen Ausgang aber ist auch der letzte Rest der Schuld getilgt und die Liebenden sind von nun innigst vereint (St. 18 und 19).

Im auffallendsten Kontraste zu dem Inhalt und Ton dieser

---

*) Beilage II.

Ballade steht ein ziemlich allgemein bekanntes und mehrere Jahrzehnte hindurch ziemlich häufig, jetzt nur noch in Begleitung der Drehorgel gesungenes deutsches Lied, auf welches ich hier nur deshalb hinweise, weil es einen schlagenden Beleg für den großen Unterschied zwischen echten und unechten Volksliedern liefert. Vor dem Bette des neuvermählten Heinrich, des falschen, von Schlangenbissen gequälten, erscheint um Mitternacht im Sterbekleide die treulos von ihm verlassene und vor Liebeskummer verblichene Wilhelmine, um ihm ihre Verzeihung anzukündigen und zu seiner Ehe Glück zu wünschen. Zugleich klagt sie sich selbst an, daß sie durch seine falschen heuchlerischen Schwüre sich habe bethören lassen, fordert ihn in demselben Athem auf, seine Thränen zu stillen, deren diese schlechte Welt nicht werth sei, und sich seines Lebens zu freuen, bis er einst vor Gottes Richterstuhl strenge werde gerichtet werden für die von ihm verschmähte Liebe. Die psychologische Absurdität und die moralische Verlotterung, welche in dieser Rede steckt, läßt schon zum voraus vermuthen, daß wir es hier mit keinem echten Volksliede, d. h. nicht mit einem aus dem Volksgeist hervorgegangenen sondern mit einem für das Volk gemachten, richtiger auf den Volksgeschmack im schlechtesten Sinne berechneten Gedichte zu thun habe; es ist auch in der That nichts anderes als ein Auszug aus einer größeren Romanze von Kazner, und daß es eine so allgemeine Verbreitung gefunden hat, ist wohl nur aus den schön geglätteten Worten einiger Strophen und der allerdings sehr singbaren und dem Bänkelsängergeschmack sich einschmeichelnden Melodie zu erklären.

Ganz anders als in dieser Mißgeburt tritt der wirkliche Volksgeist in einer andern deutschen Ballade hervor, welche sich in verschiedenen Volksliedersammlungen, namentlich in der von Erk und Irmer unter der Aufschrift „Spaziergang um Mitternacht“ vorfindet. Hier begegnet das Gespenst eines von ihrem Bräutigam verrathenen Mädchens ihrem um Mitternacht lustwandelnden Ungetreuen, lockt ihn unerkannt unter dem Vorgeben seinem buhlerischen Verlangen zu willfahren auf den Kirchhof und zieht, indem sie sich erst dort zu erkennen gibt, den Widerstrebenden zu sich ins Grab hinab*).

Dies geschieht offenbar zur Bestrafung der Untreue, wie denn überhaupt die Gespenster in Sagen und Liedern aus Nähe und Ferne

---

*) Beilage III.

nicht selten auch für andere Vergehen und Laster das Richter- oder Rächeramt ausüben.

So erscheint in einer schottischen Ballade*) dem Fräulein Margaret ihr todter Bruder Wilhelm, um sie für ihren Stolz und ihre Hartherzigkeit zu strafen. — Einem ungetreuen Armenhausverwalter in Perugia erschien eines Abends, als er Geld zählte, ein Schwarm von Armen mit Lichtern in den Händen und tanzte vor ihm herum; eine große Gestalt führte drohend das Wort für sie; es war S. Alò, der Schutzheilige des Armenhauses. Der Verwalter starb vor Schreck. Dies ist geschehen im Jahre 1467**). — Auf der alten Straße von Zurzach nach Kaiserstuhl, bestimmter auf der stotzigen Strecke am Degenbache zwischen Mellikon und Rümikon hat einst der wilde Jäger einen gottlosen Roßquäler unter Peitschenhieben gezwungen in's Rad geflochten seinen Wagen fortstoßen zu helfen***). — Am allerwenigsten kann der wilde Jäger Vorwitz und frechen Hohn ertragen: Im Stöckhof bei Egliswyl beherbergte der dortige Bauer einen terminirenden Kapuziner und plauderte mit ihm vor dem Schlafengehen noch, als ein fernes Getöse das wilde Heer ankündigte. Der Kapuziner ermahnt die Leute des Hauses sich ruhig zu verhalten. Allein während das Getümmel nun über dem Hause wegzieht, steckt der Sohn den Kopf zum Läufterli hinaus und schreit hinauf:

Du rîtist i der Nacht,
De Tüfel het di g'macht!
Du rîtist wie ne Schnîder;
De Tüfel holt di wieder!

Auf diese Worte scholl es aus den Lüften herab:

witt du mit mer strîte,
se chast au mit mer rîte!

Kaum hatte man diese Worte vernommen, so fliegt der Bube zum Fenster hinaus. Am nächsten Morgen fand man ihn unfern im Walde völlig zerschmettert†). Ist der wilde Jäger auch selbst ein Frevler gewesen,

---

*) Bei Dönniges, S. 6—9.

**) J. Burckhardt, Cultur der Renaiss. nach Arch. Stor. XVI. 1. pag. 640.

***) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, 1, S. 180 f.

†) Der Anruf gegen den Geist: „du rîtist wie ne schnîder!" gilt dem Gotte Donar, der im Donnerwagen zwei Böcke vorgespannt hat, den Zahnknisternden und den Zahnknirschenden. Der Höhnende wird zerschmettert gefunden; er ist getroffen von Donars Alles in Staub zermalmendem Hammer Miölnir. Rochholz, S. 181 f.

so hat er dafür auch vollauf seinen Lohn, und wer ihn höhnt, wird selbst an ihm zum Frevler. So verwandelt sich der Bestrafte in den Strafrichter.

In gar sinniger Weise läßt eine simmenthaler Sage einen Freiherrn von Weißenburg das Strafrichteramt ausüben. Der hatte — so lautet es — in seinem Vermächtniß hundert weiße Kühe und eine Allment für 1400 Kühe den Armen vermachte. Da nun Habsucht und Reichthum gewöhnlich Hand in Hand gehen, wollten die Reichen infolge dieses Vermächtnisses auch alle arm sein und sie brachten es wirklich dahin, daß ihnen der größte Theil von dem Erbe, den Armen aber nur wenig zufiel. Seit dieser Zeit geht ein Geist bei Nacht und oft auch bei Tage auf jener Allment herum, der dem Vieh aus einer Lecktasche zu lecken gibt. Lecket das Vieh der Reichen, so wird es mager und stirbt; lecket aber das Vieh der Armen, so wird es fett und jede Krankheit bleibt ihm fern. Dieser Geist ist der alte Freiherr von Weißenburg, der die durch Verletzung seines Willens begangene Ungerechtigkeit auf diese Art in eigener Person ausgleicht und bestraft*).

Von dem sich hier kundgebenden unbestechlichen und strengen Sinn des Volkes für Gerechtigkeit und Sittlichkeit wird uns die zweite Hauptschaar unserer Gespenster weitere Proben liefern.

Zu der gegenwärtigen Gruppe, d. h. derjenigen der Strafgeister gehört auch das Gespenst in Bürgers Lenore insofern, als es das Gericht für Lenorens Gotteslästerung vollzieht. Doch dieses unter allen deutschen Geisterballaden mit Recht am meisten gefeierte Gedicht hat für uns noch eine andere und tiefere Bedeutung, um derentwillen wir gegen den Schluß unseres ganzen Vortrags darauf zurückkommen werden.

Kehren wir jetzt zu denjenigen Gespenstern zurück, welche ihre Geliebten zu sich ins Grab nachziehen oder sonstwie tödten. Sie thun dies keineswegs nur zur Strafe und aus Rache, sondern auch, und wohl noch häufiger, aus dem übermächtigen Verlangen der Liebe, mit den Geliebten, wenn diese auch nicht ebenso stark danach verlangen, im Tode wieder vereinigt zu sein.

Am häufigsten und leidenschaftlichsten äußert sich dieses Verlangen der Todten nach dem Ueberlebenden bei Verlobten und Neuvermählten. Das gegenseitig für die Ewigkeit abgelegte Treugelübde bleibt auch nach dem Tode gültig, und der Todte kann seine Sehnsucht nach Erfüllung nicht überwinden; er gibt den Lebenden, selbst wenn dieser entbunden

---

*) Alpenrosen 1815, S. 282. Kohlrusch S. 83.

sein möchte, nicht los, sondern fordert, indem er ihn zu sich ins Grab zieht, sein Liebesrecht ein und dies um so ungeduldiger und ungestümer, je weniger das Gelübde noch im Leben seine Erfüllung gefunden hat.

In einer magyarischen Sage reißt die gestorbene Geliebte, den glühenden Treuering am Finger, den sprühenden Kranz im Haar, Mitternachts ihren Bräutigam in den gespenstischen Reigen der Willis hinein; am Morgen aber wird seine Leiche unter einem Rosenstrauche gefunden*).

In einem wendischen Liede**) träumt der Bursche, seine Braut sei gestorben. Flugs reitet er zu ihres Vaters Hofe; die Mutter geht da im Hofe herum; schwarz ist ihr bis zur Erde reichendes Kleid: seine Braut ist todt und begraben. Er reitet dreimal um den Kirchhof herum und dann zum Grabe:

„Steh' nur auf, o mein Mägdelein,
Gib mir doch wieder die Pfänder mein!"
„Aufstehn kann ich nicht, Liebster mein,
Kann dir nicht geben die Pfänder dein,
Hab' auf dem Herzen den schweren Stein,
Ach, und Erde auf den Augen mein."

Die Mutter soll ihm die hinterlassenen Bundschuhe und das Seidentüchlein geben; das Silberringlein habe sie selbst am Finger; übers Jahr werde er bei ihr liegen. Der Bursche geht zur Mutter, holt sich die Pfänder und bestellt sich den Sarg. — Hieher gehört auch folgendes Lied aus dem Kuhländchen***):

„Es gieng ein Knäblein sachte
Wohl an das Fensterlein:
„Schön Liebchen bist du drinnen?
Steh auf und laß mich ein."

„Ich kann mit dir wohl sprechen;
Einlassen darf ich dich nicht:
Bin schon mit einem versprochen;
Keinen andern mag ich nicht."

---

*) Joh. Graf Mayláth, magyarische Sagen und Märchen S. 10—11. Wackernagel a. a. O. S. 13.

**) Haupt-Schmalers wendische Lieder I, 55. Neues lausitzer Magazin, B. 41, 1te Hälfte 1864.

***) Wackernagel a. a. O. S. 16. Meinert 1, 3.

„Mit dem du bist versprochen,
Schön Liebchen, der bin ich:
Reich mir dein schneeweiß Händlein;
Vielleicht erkennst du mich.“

„Du duftest mir ja nach Erde:
Vermeine, du bist der Tod.“
„Soll ich nicht duften nach Erde,
Wenn ich habe drunten gelegen?“

„Weck' auf deinen Vater und Mutter;
Weck' auf die Freunde Dein:
Grün Kränzlein sollst du tragen
Bis in den Himmel hinein.“

Der Schluß dieses Liedes lautet zwar noch tröstlich; aber die Verhehlung des Todes und die Teuschung der Geliebten bis zu dem Augenblicke, wo das Gespenst die Hand der Geliebten erfaßt hat und dadurch seiner Beute gewiß ist, hat doch schon etwas unheimeliges, ja schauriges.

Ueberhaupt hat in den hieher gehörigen Sagen und Liedern die Gespensterliebe schon den reinen und freundlichen, rührenden oder erhebenden Charakter eingebüßt, welcher ihr in den zuerst von uns mitgetheilten eigen ist. Denn indem sie sich nicht durch Pflege, Trost oder Verzeihung bethätigt sondern nur ihr eigenes leidenschaftliches Verlangen nach Wiedervereinigung auf Kosten des Geliebten befriedigt, welchen sie aus dem heitern Sonnenlichte des Lebens in das düstere Schattenreich des Todes hinabzieht, ist an die Stelle der Selbstverläugnung und Aufopferung, in welcher wir doch den sichersten Prüfstein und höchsten Werth der Liebe zu erkennen haben, eine gewisse Selbsucht getreten. Diese Trübung der reinen, echten Liebe zwischen Mann nnd Weib nimmt aber in demselben Verhältniß zu, in welchem der ihr zwar nicht fremde aber doch untergeordnete und durch Keuschheit beherrschte sinnliche Trieb leidenschaftlicher wird und sich verselbständigt. Auf seinem Gipfel und in der ärgsten Entartung erscheint dieser bei den sogenannten Vampyren oder blutsaugenden Gespenstern. Hier steigert sich die Widerwärtigkeit des Eindrucks bis zum höchsten Abscheu und Ekel, und es muß selbst bei einem Goethe als Vermessenheit bezeichnet werden, daß er es gewagt hat dieser scheußlichsten aller Ausgeburten des Gespensterglaubens den Stoff zu einer Ballade zu entnehmen. Der unüberwindliche Widerwille gegen diesen Stoff darf uns freilich nicht abhalten die ebenso laut ver-

schrieene als gepriesene Braut von Korinth von Seiten ihrer Planmäßigkeit und Darstellungskunst für ein poetisches Meisterwerk zu erklären. Auch können wir unbedenklich dem Ausspruch W. Wackernagels*) beistimmen, diese Ballade gewinne dadurch noch an Eindringlichkeit, daß sie zugleich das gespenstische Nachleben des Heidenthums ausdrücke. Wenn ihr aber von anderer Seite der Vorwurf gemacht worden ist, sie suche das griechische Heidenthum auf Kosten des Christenthums zu verherrlichen, so müssen wir hiergegen im Namen des Heidenthums sowohl als des Christenthums Einspruch erheben. Auch nicht dem verrücktesten Gehirn, geschweige denn einem Goethe hätte es einfallen können das Heidenthum behufs seiner Verherrlichung durch einen Vampyr vertreten zu lassen. Denn wenn auch die gespenstische Braut als Christin getauft ist, so steht sie ihrem religiösen Glauben und ihrer Gesinnung nach durchaus auf dem heidnisch-griechischen Standpunkt, und ist sie es, welcher die angeblich gegen das Christenthum gerichteten Verwünschungen in den Mund gelegt sind. Und dies mit Recht. Denn wenn auch die Ausbildung des Vampyrismus zu so scheußlicher Gestalt, daß eine nähere Schilderung hier geradezu unmöglich ist, den griechischen Christen vorbehalten war, so hat derselbe doch seine Wurzeln im griechischen Heidenthum und lassen sich seine ersten Spuren schon in der Grundansicht desselben von dem Blute als dem Prinzip des menschlichen Lebens erkennen. Hierauf beruht schon der Blutdurst der dem Odysseus aus der Unterwelt entgegenkommenden Schatten und auf demselben Ursprung sind auch die freilich erst der späteren Zeit der griechischen Mythenbildung angehörigen Lamien zurückzuführen; diese wurden nämlich nicht nur als Kopf und Arm abreißende Popanze von den Ammen zur Beschwichtigung der Kinder benutzt sondern auch als jugendlich schöne Frauen vorgestellt, welche durch üppige Vorspiegelungen schöne Jünglinge an sich lockten um sich an ihrem reinen Blut und Fleisch zu erquicken. — Kann ein derartiger Aberglaube zu nichts weniger als zur Verherrlichung des Heidenthums dienen, so dürfen wir anderseits ebenso wenig dem Dichter der Braut von Korinth die Absicht einer Herabsetzung des Christenthums unterschieben. Die betreffende Anklage stützt sich besonders auf folgende Worte, welche das Gespenst an die Erwähnung des klösterlichen Lebens anknüpft, zu dem der Schwur der genesenden Mutter sie verurtheilt habe:

„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.

---

*) A. a. O. S. 16.

Unsichtbar wird Einer nur im Himmel
und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer unerhört."

Was den ersten Punkt dieser Doppelklage betrifft, so bedenke man doch vor allem, daß, ebensowenig als das reine Licht in den Farben des Regenbogens sichtbar ist, die Religion des reinen Geistes und der Wahrheit zugleich die Religion der Schönheit sein, daß jene nur auf Kosten dieser gewonnen werden kann und das vom ästhetischen Standpunkt aus ganz natürliche Bedauern über die Einbuße der Schönheit nur dann mit Recht getadelt und verworfen wird, wenn es die Erkenntniß der Wahrheit verhindert oder die Freude über den mit ihr verbundenen unschätzbaren Gewinn überwiegt. Die in den Anschauungen und der Empfindungsweise des Heidenthums aufgewachsene Jungfrau kann sich natürlich um so weniger auf den christlichen Standpunkt erheben, von welchem aus der reine Geist höher als die Sinnlichkeit, die Wahrheit höher als die Schönheit erscheint, da sie durch den „kranken Wahn" der zum Christenthum bekehrten Mutter um ihr höchstes Lebensglück betrogen und dadurch einem frühen Tode zur Beute geworden ist. Man sollte aber doch endlich einmal aufhören dem Dichter alle diejenigen Ansichten, Gesinnungen und Absichten anzudichten, welche er seinen epischen und dramatischen Personen anzudichten berechtigt ist, und ihn für jedes einzelne Wort, welches er ihnen in den Mund legt, als Menschen verantwortlich zu machen. Die zweite Klage aber, welche das Gespenst erhebt, die Klage über Menschenopfer, trifft nicht das Christenthum an und für sich, nicht das wahre, echte Christenthum, sondern einen der bedauerlichsten und verderblichsten Auswüchse des orientalischen Geistes, welche sich auf die Christenheit fortgepflanzt haben, die mönchische Askese. Bedenken wir, wie viele Millionen Menschen dem Wahne, daß die Unterdrückung der natürlichsten Gefühle und Triebe das sicherste Mittel zur Heiligung sei, nicht nur aus Befangenheit oder Bethörung freiwillig gehuldigt haben sondern von ihren Aeltern, Vormündern oder sonstigen Angehörigen dazu gezwungen worden sind: so durfte gewißlich Goethe das einem gleichen Zwange zum Opfer gefallene Gespenst von unerhörten Menschenopfern reden lassen. Und sofern die erzwungene Versagung eines natürlichen Genusses, welcher, durch wahre Herzensliebe geweiht, innerhalb der sittlichen Schranke keinen Vorwurf verdient, nach einem allgemeinen Naturgesetz in das äußerste Gegentheil umzuschlagen Gefahr läuft, müssen wir

es ganz gerechtfertigt finden, wenn Goethe gerade aus dieser Quelle den Vampyrismus herleitet, zu welchem die Braut von Korinth am Ende, nach dem Erscheinen der Mutter, sich offen bekennt:

„Aber aus der schwer bedeckten Enge
treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
nicht, wo Jugend fühlt:
ach, die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir einst versprochen,
als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
wenn die Mutter schwört
zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben
noch zu suchen das vermißte Gut,
noch den schon verlornen Mann zu lieben
und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists um den geschehn,
muß nach andern gehn,
und das junge Volk erliegt der Wuth."

Indem nun in dem ausgebildeten Vampyrismus, wie er in den letzten Worten zu Tage tritt, die reine Herzensliebe des Weibes zum Manne durch erzwungene Unterdrückung in einen grobsinnlichen Lusttrieb verkehrt erscheint, welcher nicht mehr an eine bestimmte einzelne Person gebunden ist sondern ohne Unterscheidung von einer zur andern schweift, sind wir auf den Punkt geführt, wo die bis jetzt von uns besprochene Klasse von Gespenstern in diejenige übergeht, welche gar kein persönlicher sondern ein sachlicher Zweck oder Beweggrund an das diesseitige Leben bindet und darein zurücktreibt.

Unter den betreffenden Sagen und Liedern stehen durch Volksthümlichkeit und Großartigkeit der Idee diejenigen obenan, in welchen ein ganzes Volk das Andenken an seine alten Haupthelden feiert. Die Männer, welchen es zumeist sein Glück, seine Macht oder Freiheit verdankt

oder welche doch, wenn auch erfolglos, im Kampfe für die höchsten Volksgüter zeitlebens ebenso reinen Eifer als hervorragende Kraft bewährt haben, bewahren nach dem Volksglauben dieselbe Gesinnung und dasselbe Streben auch nach ihrem Tode, und das Volk hofft und vertraut auf ihren Beistand im Falle der äußersten Noth. Am nächsten liegt uns hier die Sage von den drei Tellen, welche in einer Felskluft am Vierwaldstättersee schlafen und wieder aufstehen und das Vaterland retten werden, wenn einst die Zeit der schwersten Noth kommt. Hiervon hat einst ein Hirtenbub einem Reisenden folgenden näheren Bericht gegeben: „sein Vater sei, eine verlaufene Ziege in den Felsenschluchten suchend, in diese Höhle gekommen und gleich, wie er gemerkt, daß die drei darin schlafenden Männer die drei Telle seien, habe auf einmal der alte eigentliche Tell sich aufgerichtet und gefragt: „welche Zeit ists auf der Welt?“ und auf des Hirten Antwort: „es ist hoch am Mittag,“ gesprochen: „es ist noch nicht Zeit, daß wir kommen“, und sei darauf wieder eingeschlafen. Der Vater habe hiernach, um die Telle zu wecken, mit seinen Gesellen oft die Stelle gesucht, aber immer vergebens.“ Der Zugang der Höhle ist nämlich — so heißt es in der Sage ausdrücklich — nur für den glücklichen Finder*). Ganz ähnliche Hoffnungen finden sich übrigens in den Sagen der verschiedensten Volksstämme vor. So schläft der Maurenfürst Boabdil unter der Alhambra um sich im rechten Augenblick für sein Volk zu erheben, und in Portugal lebt der König Sebastian, der in der Schlacht bei Alkazar umkam, noch irgendwo, um zur rechten Zeit, wenn auch spät, zu erscheinen. Ganz ähnlich wollte man in neuester Zeit nicht an den Tod des Kaisers Napoleon glauben, und die Bauern in Steiermark behaupten in diesem Augenblick noch steif und fest, ihr Kaiser Joseph, der sie von der Leibeigenschaft befreite, befinde sich noch am Leben und werde, sobald man sie unter dieses Joch zurückzubringen suche, ihnen wieder schützend zur Seite treten**).

Am nächsten verwandt aber und am ähnlichsten ist der Sage von den drei Tellen die vom Kaiser Friedrich Barbarossa. Der sitzt, wie allbekannt, tief im Berge unter den Ruinen seines alten Schlosses Kyfhausen auf der Bank an dem runden steinernen Tische, hält den Kopf in der Hand und schläft, nickt stetig mit dem Haupt und zwinkert mit den Augen. Der Bart ist ihm bereits zweimal um den Tisch gewachsen, und

---

*) Kohlrusch S. 195 ff. Scheible, das Kloster B. 9 S. 117. Grimm D. S. 1, S. 385 f.

**) Kohlrusch a. a. O.

wenn er erst dreimal um die Rundung reicht, dann wird der Kaiser hervorkommen aus seinem Berg und seinen Schild an einen dürren Baum hängen; davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden*). Das wird freilich noch einen schweren Entscheidungskampf kosten, und diesen kann und wird der Kaiser nicht allein bestehen.

„Die alten Helden allesammt
sind tief in Bergen festgebannt;
sie warten alle auf den Tag,
wo Volkesnoth sie rufen mag.

---

*) Grimm deutsche Sagen 1, S. 29. Nach einer andern Sage, welche den zweiten Friedrich mit dem ersten vermischt, ist der Kaiser, nachdem er vom Papst in den Bann gethan worden war und kein Priester ihm mehr die Messe lesen wollte, mit seinen Leuten auf die Jagd ausgezogen und, nachdem er ein wunderbares Ringlein in die Hand genommen, plötzlich verschwunden. Wo er hinkam, ob er in dem Walde das Leben verlor oder ihn die wilden Thiere zerrissen oder ob er noch lebendig sei, das kann niemand wissen. Doch erzählen alte Bauern, Friedrich lebe noch und lasse sich oft als ein Waller bei ihnen sehen; dabei habe er öffentlich ausgesagt, daß er noch auf römischer Erde gewaltig werden und die Pfaffen stören wolle und nicht eher ablassen, er habe denn das heilige Land in die Gewalt der Christen gebracht; dann werde er „seines Schildes Last haben an den dürren Ast“ (Grimm, D. S. 2. S. 188 f.; vergl. auch 1, 384 f.). — Hieher gehört auch die Sage von dem wunderbaren Verschwinden und Wiedererscheinen Dietrichs von Bern. Während der alte Dietrich im Bade sitzt, ruft ihm sein Knappe zu, ein schöner und großer Hirsch laufe vorbei. Dietrich springt auf und ruft nach seinem Pferde und seinen Hunden: da steht plötzlich ein großes, rabenschwarzes Pferd gesattelt vor ihm. Er schwingt sich hinauf und verfolgt den Hirsch. Die Knappen haben unterdessen die Hunde losgelassen; die Hunde aber wollen dem Rappen nicht folgen und der treue Diener kann auf des Königs Roß Blanke seinen Herrn nicht erreichen. Der ist wie ein Vogel dahingeflogen und den Blicken entschwunden. Auf des Dieners Frage, wann er wiederkehren werde, hatte er geantwortet, das wisse er nicht, aber wohl Gott und Sancta Maria. Deutsche Männer — so berichtet die im 13. Jahrhundert von einem Isländer niedergesetzte Thidrekfaga weiter — haben erzählt, nach einer ihnen im Traum zu Theil gewordenen Offenbarung habe Dietrich den Lohn dafür erhalten, daß er noch zuletzt, da ihn der Teufel forttrug, Gottes und seiner Mutter Namen anrief. Unverkennbar ist in dieser gehässigen Wendung und Deutung der Sage der gegen den Arianischen Gothenkönig gerichtete Verketzerungseifer der katholischen Geistlichkeit. Ein schöneres Andenken hat der ungefälschte Volksglaube dem herrlichen Amelungenhelden bewahrt: Wenn dem deutschen Volke eine große Gefahr droht, dann zeigt sich Friedrich von Bern auf seinem schwarzen Rosse als treuer Warner. So ist er namentlich im Jahre 1198, als nach dem Tode Heinrichs VI. die für das deutsche Reich so verhängnißvollen Kämpfe zwischen Waiblingern und Welfen ausbrachen, an der Mosel erschienen (W. Grimm, Heldensage S. 49).

Dann schlagen sie mit die große Schlacht;
dann brechen sie der Bösen Macht,
und nach dem letzten heißen Streit
steht auf des Reiches Herrlichkeit*)."

Unter jenen uralten deutschen Helden, welche mit etlichen alten deutschen Völkern dem deutschen Reich in höchsten Nöthen zu Hülfe erscheinen werden, nennt die Sage von dem alten Schlosse Geroldseck im Wasgau mit unverkennbarer Beziehung auf das im westphälischen Frieden verlorene Elsaß ausdrücklich die Könige Ariovist, Hermann, Witechind, den hürnen Siegfried und andere**). Diesen schmiedet unterdessen der Schmied im stillen Berge in Westphalen unablässig schöne und feste Waffen:

„Die Waffen werden siegreich sein
für deutsche Faust in Friedensreih'n,
und wenn der große Tag erwacht,
so hat der Schmied sein Werk vollbracht."

Noch aber ist der Tag nicht erwacht:

„Da liegt das Land, von Gott beglückt,
wie eines Sünders Leib zerstückt;
weht deutscher Klang auch hin und her,
ein deutsches Reich ist nirgend mehr!"

Wann aber wird der Tag erwachen? Hierauf gibt die der Kyfhäusersage ähnliche Sage vom Unterberg oder Wunderberg bei Salzburg einen wenig tröstlichen Bescheid: „So wie Kaiser Friedrichs Bart zum drittenmal die letzte Ecke des Tisches erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint; auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen, und der jüngste Tag ist angebrochen***)." Kein Wunder freilich, daß es so lange währt mit dem deutschen Unheil, wenn der Rothbart es fernerhin so macht wie bisher und auf die Meldung des auf Kundschaft ausgesandten Zwerges, daß die Raben noch um den Berg fliegen, jeweilen mit dem Ausruf: „nun muß ich noch hundert Jahre länger schlafen," wieder einschläft.

*) Balladen und Romanzen von Max von Oër, Erfurt 1837. S. 69 ff. — K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythol. S. 237—239.

**) Grimm, D. S. 1, S. 28 nach „Philander von Sittewald Gesichte," Straßburg 1665. S. 32. 33.

***) Grimm 1, S. 33.

Und ebenso macht es der Tell in seiner Felskluft. Ein bedeutsamer Wink! Lassen wir auch gern das in diesen Sagen ausgesprochene feste Vertrauen des Volkes auf die ihm inwohnende Kraft und auf eine bessere Zukunft gelten, so wird doch daneben auch die in der Sage vom Unterberg niedergelegte Prophezeiung ihre Geltung überall behalten, wo das Volk dieses Vertrauen auf die Auferstehung der Todten und nicht auf die eigene That gründet und nur nach den Raben ausschaut und aufschaut statt sie zu vertilgen. In diesem Sinne hat auch uns schon vor mehr als 200 Jahren der Urner *Muheimb* in seiner Bearbeitung des ältesten leider verloren gegangenen *Tellenliedes* gemahnt:

„Gedenket an meine Treue:
kein Tell kommt nimmermehr;
euch wird kein Freund aufs neue
geben ein bessre Lehr.

Thut euch zusammen halten
in Fried und Einigkeit;
als eure frommen Alten,
betrachtet Bund und Eid!" *)

Auch diesen Gedanken, daß Eintracht vor allem dem Volke Noth thut, Zwietracht das größte Volksunglück ist, finden wir in einer schweizerischen Sage auf höchst sinnige Weise veranschaulicht. „Am Pilatus, in der Nähe der Bründlenalp, ist die *Dominikhöhle*. Vor ihrem Eingang sitzt eine riesenhafte steinerne Figur, welcher die Natur das Gebilde eines Menschen gegeben hat. Von ihr erzählt sich das Volk, sie sei einst Fleisch gewesen und Blut habe ihre Adern durchströmt. Wenn ein fremder Feind in das Land gebrochen, sei dieser „Riese des Berges" aus seiner Wohnung, der Höhle, hervorgekommen um das Volk zur Wehr aufzurufen und an seiner Spitze den Feind aus dem Lande zu schlagen. Einst aber habe im Schweizerlande selbst der Funke der Zwietracht geglommen und derselbe sei zum Hader einer blutigen Schlacht ausgebrochen, in welcher viele tausend Schweizer gefallen seien. Als da der Riese sich von seinem Lager erhoben habe und aus seiner Höhle hervorgetreten sei um zu schauen, was im Lande vorgehe, sei er über den Anblick dieses

---

*) Ein schön New Lied von Wilhelm Tell: durch Hieronimum Muheimb von newem gebessert und gemehret Im Thon Wilhelmus von Nassawe ꝛc. Getruckt im Jahr 1633. Fliegendes Blatt auf der berner Stadtbibliothek.

Bruderkampfes vor Schrecken dergestalt erstarrt, daß seine Glieder sofort zu der kalten Steinmasse geworden, welche man noch heutigen Tages an jenem Orte sehen kann" *).

Die deutschen Sagen von der Auferstehung der alten Helden haben übrigens abgesehen von der darin lebenden patriotischen Idee noch einen besondern Grund in der dem deutschen Stamme von jeher eigenen Kampfbegierde. Diese hat nicht nur dem Mythus vom täglichen Kampfe der Einherier in Walhalla sondern auch einer ganzen Reihe von Gespenstersagen den Ursprung gegeben. Dem Mythus am nächsten steht hier die Erzählung der jüngern Edda von Högni und Hilde. Hedin, Hiarrandi's Sohn, entführt Hegni's Tochter Hilde; der Vater segelt ihnen nach, und es soll zum Kampfe kommen: da bietet ihm Hilde ein Halsband zum Vergleich. Högni nimmt aber den Vergleich nicht an: „ich habe mein Schwert Dainsleif schon entblößt, und ist das einmal aus der Scheide, so muß es eines Mannes Lebensblut trinken." Es kommt also zur Schlacht und sie kämpfen bis in die Dämmerung. In der Nacht aber geht Hild auf die Wahlstatt und erweckt durch Zauberei die Todten und diese nehmen am folgenden Morgen den Kampf wieder auf. So geht es fort Tag für Tag bis zur Götterdämmerung **). Hier gibt sich Hilde sowohl durch das Halsband (Brisingamen) als durch die Auferweckung der gefallenen Krieger als vermenschlichte Walküre gleichen Namens und zugleich als Freyja zu erkennen ***). Sofern in dieser und der ihr verwandten Erzählung in der Olaf-Tryggvasonarsaga die Todten nicht von selbst erwachen, sondern Freyja-Hilde es ist, welche die Todten auferweckt, hat die Deutung des Saxo Grammaticus, wonach hier wie in andern von uns oben schon erwähnten Sagen die wiederbelebende Kraft

---

*) Kohlrusch S. 174 f. Im Gegensatz zu dem hier sich kundgebenden Abscheu vor innerer Zwietracht erscheint in den Sagen und Liedern aller Völker der Haß gegen fremde Unterdrücker als höchste patriotische Tugend und so tief und so heiß, daß selbst der Tod ihn nicht auslöschen kann. So stirbt in einem klephtischen Liede ein Armatolenführer, noch ganz von seinem unausgefochtenen Türkenhaß erfüllt, mit der Bitte:

> „Die Grabesstätte haut mir aus, macht eine breit' und hohe,
> damit ich aufrecht streiten kann und in die Quere laden."

Wackernagel a. a. O. 7. Fauriel, chants populaires de la Grèce moderne 1, 56.

**) Skálda D. 675 bei Simrock. S. 163—165 der Ausgabe von Rask. Wackernagel a. a. O. S. 7—8. Simrock Myth. S. 239 f. und 394.

***) Ueber das Halsband der Freyja-Hilde vergl. die Olaf-Tryggvasonarsaga c. 17.

der Liebe als die zeugende Idee anzusehen wäre, eine gewisse Wahrscheinlichkeit*). Der Umstand aber, daß in der letztern Sage Olaf-Trygvason, der Begründer des Christenthums in Schweden es ist, welcher dem täglich erneuten gespenstischen Kampf ein Ende macht, erscheint zu bedeutsam, als daß ich nicht lieber mit Simrock**) Freyja, die wieder für Hilde eintritt, als den heidnisch deutschen Heldengeist faßte, den die Blutrache nie zur Ruhe kommen läßt, der fortrasen muß bis zum Untergang alles Lebens, weil Blut immer wieder Blut fordert und jedem Gefallenen sein Rächer erweckt wird.

Diejenigen Sagen aber, in welchen die in der Schlacht gefallenen Krieger nicht erst durch fremden Zauber geweckt zu werden brauchen sondern von selbst erwachen, sind offenbar auf die leidenschaftliche Kampfbegierde zu deuten, welche, zumal wenn die Schlacht verloren oder unentschieden geblieben ist, nicht zugleich mit dem Gefallenen sterben kann und nach dem Tode noch Befriedigung verlangt. Einen eigenthümlichen Anstrich erhält eine derartige Gespenstererscheinung in einem deutschen Soldatenliede durch das Hineinspielen der Liebe. Am frühen Morgen rückt eine Kriegsschaar aus dem Städtlein aus, wo sie Nachtquartier gehabt hat: sie stoßen auf den Feind und werden alle erschlagen. Da erhebt sich der Trommelschläger, auf den beim Auszug noch sein Liebchen vom Fenster herabgeblickt hat, und trommelt die Leichen seiner Kameraden auf; sie schlagen den von panischem Schrecken ergriffenen Feind und ziehen dann vor der Liebsten Haus; am Morgen aber „stehen die Gebeine in Reih' und Glied wie Leichensteine, die Trommel steht voran, daß sie ihn sehen kann***)."

Hieher gehört auch die Sage von Wehrstett, einem Dorfe nahe bei Halberstadt. Dieses soll seinen Namen davon erhalten haben, daß bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder Heiden, da die Landesbewohner der Uebermacht schon unterlagen, die Todten aus den Gräbern aufstanden, diese Unholde tapfer abwehrten und so ihre Kinder retteten†).

Alle diese Sagen haben einen heroischen Grundton. Ganz abweichend hiervon hat das allbekannte Gedicht eines neuern Kunstdichters: die nächtliche Heerschau von Zedlitz, einen sentimentalen, elegischen Grundton und Ausgang. Hier ist es nicht um die Bethätigung unbefriedigter

---

*) Wackernagel a. a. O. S. 8. Anm. 16.
**) Myth. S. 394.
***) Beilage IV.
†) Grimm D. S. 1, S. 424.

Kampfbegierde sondern um die Entfaltung soldatischen Prunkes zu thun; nicht vorwärts ist der Blick gerichtet auf die Erwerbung frischer Lorbeeren sondern rückwärts auf die Tage glänzenden Ruhmes und verlorenen Erfolges. —

In den bisher angeführten Beispielen von Geistererscheinungen, welche einen sachlichen Zweck oder Beweggrund haben, gibt sich ausdrücklich oder stillschweigend eine gewisse Sympathie des Volkes kund; die Mehrzahl aber dürfte auf Seiten derjenigen sein, in welchen das leidenschaftliche Verlangen oder Streben, das den Todten im diesseitigen Leben erfüllt hat, als sündhaft oder lasterhaft und demgemäß das gespenstische Forstleben und Wiederkehren als Strafe erscheint. Und hiermit sind wir zu der zweiten Hauptschaar von Gespenstern gelangt, nämlich zu denjenigen, welche nicht gern und aus eigenem Antrieb sondern nur gezwungen fortleben oder ins Leben zurückkehren und denen der Verkehr mit den Lebenden nicht Selbstzweck sondern nur Mittel ist zu der ersehnten Grabesruhe oder der himmlischen Seligkeit zu gelangen.

Unter den verdammten Geistern, welche sich uns als die zahlreichste und ungestümste Rotte dieser großen Gespensterschaar zuerst mit der Bitte um Erlösung entgegendrängen, ragt als der erhabenste Vertreter des Lebensüberdrusses und der Todessehnsucht Ahasver, der ewige Jude, hervor. Dieser ist zwar kein Gespenst in der Bedeutung eines ins Leben zurückkehrenden Todten; denn er ist ja noch gar nicht gestorben: aber die durch höhere Gewalt über jedes natürliche Maß ausgedehnte und durch kein natürliches Mittel zerstörbare Lebensdauer gibt ihm einen wesentlich gespenstischen Charakter. Wir haben es hier nicht mit den späteren allegorischen Deutungen zu thun, nach welchen diese seit dem 13. Jahrhundert nachweisliche*), ursprünglich gewiß echt mythische Gestalt namentlich zum Antichristen oder gar zu dem rastlos wandernden Geiste der Weltgeschichte umgewandelt worden ist. Auch können und brauchen wir uns hier nicht auf eine nähere Untersuchung seines mythischen Ursprungs einzulassen, welcher sich am ungezwungensten auf den hier und da mit ihm völlig eins gewordenen ewigen Jäger und mit diesem zugleich auf Wuotan, den unermüdlichen Wandergott, zurückführen läßt**). Uns ist es hier zunächst der unglückselige Schuster von Jerusalem, welcher den

*) Zuerst erwähnt ist der ewige Jude von dem englischen Chronisten Matthäus Parisiensis († 1259).

** Simrock Myth. S. 255 ff. Rochholz Schweizersagen aus dem Aargau II. 307 ff.

auf dem Wege nach Golgatha unter der Last des Kreuzes niedergesunkenen Christus von der Schwelle seines Hauses fortgetrieben, oder der Thürhüter des Pilatus, der ihn nach seiner Verurtheilung mit einem Faustschlag aus dem Gerichtssaal gestoßen haben soll. Auch können wir ihn außerdem noch als den Repräsentanten des ganzen jüdischen Volkes gelten lassen, welches mit einem Gottesmorde befleckt ein Scheinleben fortzuschleppen verurtheilt und gestrichen aus der Liste der Völker dennoch nicht untergegangen sei sondern als Zeugniß seines Frevels bis zum jüngsten Tage in der Welt herumziehen müsse*). Die Sagen vom ewigen Juden sind bekanntlich außerordentlich zahlreich und auch die Schweiz hat deren mehrere aufzuweisen. In einigen Gegenden des Aargau's, namentlich in dem katholischen Frickthale und in den Ortschaften Lengnau und Endingen, wo Judengemeinden sind, ist er an die Stelle des ebenfalls wegen seines Verhaltens bei Jesu Verurtheilung verdammten Landpflegers Pilatus getreten, welcher alljährlich ums Neujahr von dem nach ihm benannten Berge, wo er im See sein Grab gefunden hat und seit vielen Jahrhunderten wohnt, durch das Aargau an den Rhein reist**). Im Gebiete der Hochalpen, welches schon Strabo (l. 4, pag. 136) als den Schauplatz gewaltiger Naturveränderungen bezeichnet, hat er zu der religiös moralischen eine naturgeschichtliche Bedeutung hinzubekommen; denn da die Schweiz, wie die Sage geht, das einzige Land auf Erden ist, wo der im Zorne noch gnädige Gott seinem irrenden Fuß eine kurze Rast gönnt, so hat er die seit beinahe zwei Jahrtausenden dort vorgegangenen Wandelungen selbst angesehen und auf Grund derselben die noch zu erwartenden prophezeit. So auf dem Matterberg unter dem Matterhorn, wo vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gestanden haben soll und jetzt nichts mehr zu sehen ist als Schnee und Eis***). Bestimmter noch lautet die betreffende Sage von der Grimsel, über welche er aus dem Wallis nach Bern zu wandern pflegt. Dort, wo sich wild und schauerlich in einer tiefen Eiskluft des Aargletschers zwischen dem Lauteraarhorn und den Wetterhörnern jene düstere Felsenhöhle öffnet, die, eine Zufluchtsstätte der Gemsenjäger, unter dem Namen der Jägerhütte bekannt ist, hat Ahasver bei seiner ersten Durchreise unter schattiger Rebenlaube, das zweitemal aber in dichtem Waldgebüsche geruht und endlich beim drittenmal seinen Lieblingsplatz von starrem Eis umgeben und nichts als

*) Vergl. namentlich Norks Kloster B. 12. S. 428. Kohlrusch S. 88.
**) Rochholz, a. a. O. S. 306.
***) Grimm D. S. 1. S. 443 f.

Schnee- und Eisfelder angetroffen und alsdann prophezeit, er werde zum viertenmale wiederkommen; dann aber werde ein einziger Gletscher sein, was vom brienzer See weg bis nach Wallis hinauf jetzt noch fruchtbares Thalgelände, grüne Matte und grasreiche Alp ist, und auf ewigem Eise werde er von da aus wallfahrten und die Stätte aufsuchen müssen, wo allein er findet, was ihm sonst auf Erden versagt ist — Ruhe für seinen müdegehetzten Leib. Was freilich die Geologen zu dieser Prophezeiung sagen werden, müssen wir dahingestellt sein lassen. Der Prophet selbst aber ist jedenfalls von der Wahrheit derselben aufs innigste überzeugt gewesen. Denn er setzte sich auf einen Stein in der Tiefe des Thales und weinte, und seine Thränen schwollen an, und als er erleichterten Herzens den Rücken wandte, um in das Haslithal hinabzusteigen zu bewohnten Gefilden, da hatten die Thränen einen kleinen See gebildet. Dessen Wasser sind trotz der vielen Zuflüsse aus den Gletschern umher warm wie die ersten Thränen Ahasvers *). Um so besser scheint es nach dieser unerquicklichen Oberlandsreise dem abgematteten Wanderer in der Stadt Bern gefallen zu haben, wo er bei seinem Weggang Wanderstab und Reiseschuhe zurückließ. Der zürcher Pfarrer Ulrich hat sich vor einem Jahrhundert beides daselbst zeigen lassen und berichtet darüber in seiner Geschichte der Juden in der Schweiz (Basel 1768, 154): „Auf der obrigkeitlichen Bibliothek zu Bern **) finden sich des unsterblichen Juden Stecken und Schuhe; der Stecken ziemlich grob und stark, die Schuhe ungemein groß und von großen Blätzen zusammengesetzet, ein Meisterstück von einem Schuhmacher, weil sie mit vieler Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit aus gar vielen ledernen Theilen zusammengeflickt worden ***).“ Ob aber Ahasver diese Reliquien der berner Burgerschaft aus freien Stücken als Zeichen seiner Dankbarkeit gestiftet habe oder ob er, wie böse Zungen behaupten, wegen einer Zeche von zehn Kreuzern hierselbst vergeltstagt sei, darüber hat Ulrich nichts berichtet. Für die letztere Annahme spricht jedenfalls der Umstand, daß gegenwärtig weder Stecken noch Schuhe mehr aufzufinden sind. Der alte Eigenthümer mag sie eingelöst haben, um in seinem Lieblingslande die Ehre seines Namens wiederherzustellen.

Nächst dem ewigen Juden ist es in dieser Klasse von Gespenstern der ihm verwandte ewige Jäger, welcher die meisten Sagen auf sich

*) C. Vogt, im Gebirg und auf den Gletschern. S. 42. Alpenrosen. Kohlrusch S. 85 ff.

**) Diese befand sich damals noch in dem jetzigen Hochschulgebäude.

***) Vergl. Rochholz Schweizersagen II. 307. Kohlrusch S. 93.

vereinigt. Von diesen sind schon früher, wo vom Uebergang der Göttersage in die Menschensage die Rede war, die uns örtlich am nächsten liegenden angeführt worden. Auf solche müssen wir uns hier auch bei den übrigen Geistern beschränken, deren gespenstisches Leben als Strafe aufzufassen ist; denn ihre Zahl ist Legion, ist eine kaum zu berechnende Vervielfältigung aller gedenkbaren menschlichen Sünden und Verbrechen, Thorheiten und Laster. Hier hat das Volksgericht weder Geschlecht noch Alter, weder Stand noch Namen verschont. Es zeigt sich jedoch fast überall hinsichtlich der Art und des Grades der Strafe in den hieher gehörigen Sagen ein der Art und dem Grade der Verschuldung entsprechender, für die moralische Auffassung des Volkes bezeichnender Unterschied, und in dem Tone derselben ein Abstufung von harmlosem Scherz und komischer Satire bis zur unerbittlichsten tragischen Strenge. Namentlich werden Thorheiten und Laster, welche bloß aus der Sinnlichkeit entspringen und durch welche die Menschen nicht sowohl andern als sich selbst schaden, im allgemeinen weit glimpflicher behandelt als Sünden und Verbrechen, welche aus bösem Willen hervorgehen und andern Menschen verderblich werden; ja wir begegnen einzelnen Gespenstern, welchen die ihnen zuerkannte und nur dann und wann wirklich eintretende Strafe die Lust zur Fortsetzung des früheren Lebens noch nicht hat austreiben können, und in welchen sich uns demnach ein gewisser Uebergang von der ersten zu der zweiten Hauptschaar darstellt.

Ueberlassen wir wie billig bei der Einführung dieses Geisterreigens den Vortritt dem schönen Geschlecht und lassen gern als die verzeihlichste unter den weiblichen Schwächen diejenige gelten, welche mit der Schönheit in so engem Zusammenhange steht, die Eitelkeit, so habe ich Ihnen vor allen andern eine gewisse längst verstorbene Dame vorzustellen, welche in einem Hause an der hiesigen Marktgasse allnächtlich, eine hellbrennende Kerze in der Hand, von unten herauf die Treppen und Gänge durchwandelt, in den einst von ihr bewohnten Salon eintritt und dem Spiegel zuschreitet um sich an dem Anblick ihrer einst liebreizenden Mienen zu erfreuen. Leider aber ertönt in dem Augenblick, wo sie dem Ziele ihrer Wanderung ganz nahe kommt, vom Zeitglockenthurm herab ein mächtiges Eins, und Licht und Geist sind verschwunden.

In ähnlicher Weise wird das verliebte Geißmaidlein auf dem Hasliberge gefoppt: wenn sie den jungen Burschen, den sie zur Buhlschaft angelockt hat, eben umarmen will, bemerkt dieser ihre garstigen Geißfüße und kehrt ihr den Rücken*).

---

*) Kohlrusch S. 74.

Eine noch frostigere und zugleich sinnige Strafe erleiden die leichtfertigen Nonnen des ehemaligen Klosters Interlaken. Deren Seelen stecken in den Schneeflecken, welche oft auf den Schreckhörnern bemerklich sind; da müssen sie als leuchtende Schneeaugen die Mädchen im Thale mahnen, daß ihr Herz frei bleibe von den schwarzen Flecken der Sünde und rein und glänzend wie der frisch gefallene Schnee*).

Die andern Mädchen aber, welche die Ehe verworfen haben um sich einem unzüchtigen Lebenswandel zu ergeben, müssen für ewig ihre Schuld in dem Schnee und Eis des Roththalgletschers büßen.

Eben dahin aber verbannt die Sage, in welcher die Extreme sich nicht seltener berühren als im Leben, die Seelen derjenigen Bernerinnen, welche aus Hochmuth und Kaltherzigkeit als alte Jungfrauen gestorben sind. Dieser Fall soll aber äußerst selten vorkommen, weil die berner Mädchen, wie es in dem mir vorliegenden Sagenbuche „nach mündlicher Mittheilung" heißt, erstens ein wenig die Strafe fürchten, welche allerdings noch unbehaglicher sein mag als das Girizenmoos, und zweitens „weil sie sonst alle liebebedürftigen Herzens sind" **).

Weiblicher Uebermuth, herzlose und boshafte Lust an Dienstbotenplackerei finden wir an der Edelfrau von Holligen bestraft. Diese hatte einst, bloß weil sie selbst nicht schlafen konnte, in kalter Winternacht durch anhaltendes Anziehen der in den Kammern aller Dienstboten aufgehängten Glocken nicht nur diese muthwillig aufgeweckt sondern zugleich die eben erst eines Mägdleins genesene junge Frau des Thorwächters zu Tode erschreckt. Dafür ist sie nicht nur bald darauf eines jähen und gewaltsamen Todes gestorben sondern muß auch noch bei jedem Mondwechsel um Mitternacht das einst so arg mißbrauchte Anziehen des Glockenstranges wiederholen. Dies geisterhafte Läuten führt noch heute den sonderbaren Namen „die Waise von Holligen," ohne Zweifel mit Beziehung auf das Kind des armen Thorwärters, auf dessen Verwünschung hin die übermüthige Dame verdammt worden ist.

Ganz allgemein ist die Sage, daß die Seelen der Kindesmörderinnen in ihrem eigenen Grabe keine Ruhe finden können und allnächtlich das Grab ihres unschuldigen Opfers unter herzbrechendem Gewimmer umschwärmen. Es läßt sich in den meisten dieser Sagen ein tiefes Mitleiden mit der armen Sünderin nicht verkennen, welches offenbar auf der Ueberzeugung beruht, daß sie die Unthat nur in augenblicklichem Wahn-

---

*) Kohlrusch S. 80.

**) Kohlrusch S. 80.

sinn habe begehen können. — Minder nachsichtig ist das Volksgericht der Sage, wenn sich zu einem solchen Verbrechen die Heuchelei gesellt, wie bei der Rosenkranzjungfrau von Hägglingen im freien Amt. Die that ihrer Eitelkeit damit ein Genüge, daß sie sich in den Ruf besonderer Frömmigkeit zu setzen wußte. Sie trat an die Spitze eines Jungfrauenvereins, den man Rosenkranzgesellschaft nennt, weil er durch eifriges Abbeten des Rosenkranzes die Jungfräulichkeit Maria's in ausgedehntere Verehrung zu bringen wünscht. Allein jenes Mädchen lebte selbst keineswegs jungfräulich und wurde als Kindesmörderin hingerichtet. Nun muß sie sich bei Nacht an derselben Stelle im Walde, wo sie ihr Kind verscharrt hat, sehen lassen in schönen Gewändern, einen Blumenkranz im Haar. Doch auch durch dieses scharfe Urtheil schimmert noch ein gewisses Mitleid mit einer Schwäche hindurch, der auch eine Andere nur zu leicht erliegen könne. Denn wer der Rosenkranzjungfrau spotten will, der fühlt sich plötzlich wie gefesselt an den Füßen und mit kalter Hand in den Rücken geschlagen. Entrinnt er, so kommt er doch fieberkrank heim*).

Unerbittliche Strenge aber und unüberwindlicher Abscheu kündet sich in den Sagen von Weibern, welche mit kaltem Vorbedacht gemordet haben, wie das unter dem Namen des Nachthuri im Luzernerbiet bekannte Gespenst bei seinen Lebzeiten gethan hat. Nachdem dies böse Weib schon ihren Mann in Krieg und Tod getrieben hatte, setzte sie ihre beiden Mädchen, weil sie in ihnen ein Hinderniß neuer Verheirathung sah, zur Winterszeit in einem tiefen Walde aus und ließ sie dort vor Frost und Hunger elendiglich umkommen. Als sie aber nun doch keinen zweiten Mann bekam und der Winter wiederkehrte, da wurde sie wahnsinnig, lief in den Wald hinaus, rief in furchtbaren Tönen nach ihren Kindern und wühlte mit blutigen Fingern Eis und Schnee auf um nach ihnen zu suchen. Das trieb sie so lange bis sie starb. Aber noch sieht man sie in dunkeln und kalten Nächten in den Wäldern und Klüften des Hundsrückens nordöstlich vom Rothsee bei Luzern herumirren; wenn aber die Zeit kommt wo dichter Schnee die Fluren bedeckt und die Kinder der Armen in den Wald gehen und sich Reisig für eine warme Stube zusammenzusuchen, hören sie oftmals ganz in ihrer Nähe bald ein Stöhnen bald ein Aechzen bald ein jammervolles Geschrei und unter dem Rufe: „das Nachthuri kommt!“ eilen sie erschreckt nach Hause**).

*) Rochholz Naturmythen S. 133 nach mündlicher Mittheilung von Laurenzius Borner von Hägglingen.

**) Kohlrusch S. 179.

Doch wenden wir uns jetzt, um nicht in den Verdacht der Parteilichkeit zu gerathen, dem andern Geschlechte zu, welches, wenn die Zeit es erlaubte, uns eine noch weit größere und buntere Rotte von gespenstischen Sündern und Verbrechern liefern würde. — Beginnen wir auch hier mit denen, welche das Volksgericht aus gutem Grunde am glimpflichsten behandeln zu müssen glaubt.

Auf der Furka zeigen sich oftmals rothe Flecken im Schnee. Diese kommen von den Seelen trunkliebender Säumer, welche italienischen Wein über den Berg holen und oft ihn auf dem Wege mindern lassen. In den Schnee gebannt müssen die durstigen rothfarbigen Seelen jetzt büßen, und dankbar retten sie wohl auf gefährlichem und verirrlichem Pfade denjenigen, der ihnen einige Tropfen des Rebensaftes, nach welchem sie lechzen, geopfert hat*). — Also doch von Zeit zu Zeit Erquickung und Labung, und es würde die Strafe für den Trunk wohl noch milder ausgefallen, ja am wahrscheinlichsten ganz weggefallen sein, wenn nicht Veruntreuung fremden Gutes hinzukäme, gegen welche die Sage besonders unwillig ihre Stimme erhebt. —

Ohne einen besonders erschwerenden Umstand würde es auch jenem trunksüchtigen piemontesischen Säumer, welcher einen Zug Saumpferde mit je zwei Lägeln guten welschen Rothweins beladen über die Grimsel durchs Haslithal herabtrieb, nicht so übel ergangen sein, wie nun der Fall ist. „Er hatte sich auf seinem beschwerlichen Tagmarsch schon tüchtig bezecht, als ihm auf dem engen Felsensteig bei Guttannen, an jenem steilen Felsen des Zuben, wo das Ausweichen gefährlich wird, das Zwergmännlein Selbthan begegnete. In seiner wilden Trunkenheit war es dem groben Gesellen zu viel zum Leitroß vorzugehen und es hübschlich auf die Seite zu treiben; von hinten her schwang er sogleich die langgedrehte Riemenpeitsche und hieb dem armen Zwerge die allerdicksten Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem ganzen Thale zusammenliefen. Und von Stund an zogen sie mit einander aus dem Haslithale fort. Drei Tage und drei Nächte dauerte ihr Zug über den Grimselpaß. Man hörte sie dabei laut schluchzen. — Den Säumer erreichte schnell sein Verderben. Bevor er noch den brienzer See erreichte, stürzte sein Leitpferd den schlüpfrigen Pfad an der hellen Platte hinunter und riß die übrigen Saumthiere, mit denen es der faule Kerl zusammengekoppelt hatte, gleichfalls mit in den Abgrund. Als er seine ganze Habe verloren sah,

*) Kohlrusch S. 410 nach J. R. Wyß, Reise in das berner Oberland.

stürzte er sich selbst verzweifelt nach. — Aber sein grausamer Geist muß von nun an „säumen“ bis an den jüngsten Tag. Die Aelpler, die am Rizlihorn und bei der Handeck wohnen, kennen alle die unsichtbare Säumerei: ein Geschelle von Rossen und Maulthieren, ein Pfeifen, Rufen und Peitschenknallen des Treibers, das oft Nächte lang in einer Strecke von sieben Wegstunden das Thal erfüllt. — Oben am Grimselhospiz hat man den Welschen gut gekannt; man nennt daher dies Gelärm dorten den Sattlerfranz und den Grimselfuchs*).“

Dieses ist ohne Zweifel die ältere Gestalt der Sage, welche dem heulenden und pfeifenden Sturmwind ihren Ursprung verdankt. Eine andere hat den Sattlerfranz, dessen Name ursprünglich wohl so viel bedeutete als Säumerfranz, zu einem betrügerischen berner Sattler gemacht, dessen theures Lederzeug kaum vom Morgen bis zum Abend hielt. Als einst des Bischofs Hofkaplan aus dem Wallis über die Grimsel geritten kam, da rissen ihm auf der sogenannten hellen Platte bei einem leichten Straucheln seines Pferdes Sattelgurt und Steigbügelriemen, die er eben neu vom Sattlerfranz gekauft hatte, und er stürzte zu Tode, hatte aber gerade noch Zeit genug seine Seele Gott zu empfehlen und den schlimmen Franz zu verwünschen. Der lachte zwar, als die Nachricht nach Bern kam, und sagte, der hochwürdige Herr sei ein schlechter Reiter gewesen; er büße nur die eigene Schuld. Aber ihn selbst erreichte die Buße schon am dritten Tage darauf: eine durch furchtbaren Sturm von seinem Hause herabgeschleuderte Ziegel erschlug ihn. Seit jener Zeit spuckt er als Fuchs im Lande herum und hat seine Freude daran die Landleute auf den entlegenen Höfen zu necken, ihnen, besonders im Winter, das Pferdegeschirr oder sonstiges Lederzeug aus den Stallungen fortzuschleppen und in den Höhlen und Schluchten der Hochwälder zu verbergen. — Hierin würden wir freilich keine angemessene Strafe erblicken können, wenn nicht mit der Zeit eine jede derartige Lust zur Last würde. Und der Schluß der Sage lautet: „der Unglückliche kann nur durch einen ganz ehrlichen Sattler erlöst werden; warum dies bisher nicht geschehen, weiß man nicht**).“

Allgemein verbreitet ist die Sage vom feurigen Mann, der bei seinen Lebzeiten Marksteine versetzt hat. —

---

*) Rochholz, Schweizersagen 1, S. 317. Vergl. Alpenrosen 1827, 310. Wanderer in der Schweiz 1840, 381. Helvetia, Volkskalender von Reithard 1852, 188. Kohlrusch, schweiz. Sagenbuch 1, S. 41.

**) Kohlrusch S. 76 f.

Uebler als den kleinen Betrügern ergeht es übrigens den großen Herren vom Adel, welche ihre Macht zu Gewaltthaten und Mißhandlungen des gemeinen Mannes benutzen, besonders wenn boshafter Muthwille dabei im Spiel ist. — Ein Freiherr von Brandis, der im Chor der Kirche zu Lützelflüh begraben liegt, muß, so oft die Flühluft über die Berge weht und den Schnee zu schmelzen droht, aufstehen und in voller Rüstung, die eiserne Streitaxt in der knöchernen Hand, mit kräftigen Hieben auf die lockern Pfähle die Schwellen in der Emme ausbessern. Das gilt dann den Anwohnern als ein warnendes Zeichen ihr Eigenthum vor dem anschwellenden Gewässer bei Zeiten zu wahren. Zu diesem Wächteramte hat den bösen Freiherrn der Fluch eines armen Müllers verdammt, den er zur Zeit, als ihm die Emme seine Mühle hinwegriß, abhielt den Seinen Rettung zu bringen, und er muß dasselbe so lange ausüben, bis die Emme zahm geworden ist und keine Schwellen mehr braucht*).

Besonders schwer wiegt Raub an Kirchengütern begangen. Wegen solchen Verbrechens ist die Seele des geizigen und habsüchtigen Diebolt von Strättlingen gleich nach dem Tode auf Befehl des St. Michael von bösen Geistern in ein unfern am Thunersee gelegenes Moos getrageu worden. Dort wird sie noch viel und oft gehört, daher das Moos noch auf den heutigen Tag das Höllenmoos genannt**).

Noch strenger wird der Meineid gebüßt: Die Hasler und Grindelwalder lebten einst über den Besitz eines Landstrichs im Streit. Unrechtlicherweise wußten die letzteren sich aber durch eine List in Besitz desselben zu setzen. — Einer von ihnen mußte seine Schuhe mit Erde von ihrem eigenthümlichen Boden füllen und so ausgerüstet, auf dem streitigen Lande stehend, den Eid leisten: „er stehe auf grindelwaldischem Boden.“ Dieser hinterlistige Eid aber läßt dem, der ihn geleistet, keine Ruhe im Grabe, und oft will man ihn verkehrt auf einem Rosse sitzend unter Wehklagen bis an das Zwirgi hinab gegen Meyringen zu herumreiten gesehen haben. Ein Hasler soll sogar noch bei Mannsdenken mit ihm handgemein geworden sein***).

Insgemein fehlen den Geistern der Meineidigen die Schwurfinger, der zweite und dritte der rechten Hand. So wird es namentlich von den vier gespenstischen Sennen auf dem Moleson berichtet, welche

*) Kohlrusch S. 72 f.

**) Kohlrusch S. 81.

***) Kohlrusch S. 82. J. R. Wyß, Reise in das berner Oberland II. S. 640.

durch Beschwörung eines falschen Testamentes die rechtmäßigen Erben um eine schöne Alp betrogen haben *).

Auch die Seelen von Wucherern, schlimmen Vögten und Rathsherren finden ihren verdienten Lohn. Diese Sippschaft wird nach dem Glauben der emmenthaler und entlebucher Aelpler in das Sentisloch oder Enziloch am Napf hinabgeschleudert. Zu Hunderten sitzen sie in dieser Wüste zusammen, wo sie durch ihr nächtliches Poltern und Schreien niemanden mehr aus der Ruhe schrecken. Ihre Rufe gleichen Kanonenschüssen. Alle Donnerwetter und Blitze, alle Gewitterwolken und Regengüsse des ganzen Gebirges müssen sie auf den Firsten oben sammeln und in die Ebenen herausschicken. Daher heißen sie auch Thalherren und ihr Geschäft heißt das Wetterschießen. Die Felsblöcke, die sie in ihrem bösen Willen mit herunterschleudern, gehen schadlos in die Tiefe und machen ihnen nur ihre eigene Höhle noch unwegsamer. Hirtenknaben haben einst zugesehen, wie ein Geist eine Menge Purpursessel im Halbkreis vor die Höhle stellte; dann nahmen alle Geister in einer Reihe Platz und hielten eine so lange Berathung, daß ihnen der graue, Alles überziehende Dunst aus der Haut brach **).

Als höchst fluchwürdiger Gräuel erscheint Mißhandlung der Aeltern durch ungerathene Kinder. Diesen wächst gewöhnlich die Hand, mit welcher sie gesündigt haben, zum Grabe heraus; ihre Seelen aber sind in alle Ewigkeit verdammt.

In einem Seitenthale des berner Oberlandes ist der verschwenderische Sohn, der seinen alten Vater zu Tode gestoßen, sofort von einer Lawine verschüttet worden und irrt von jener Stunde an, ein zu ewiger Buße verdammter Geist, auf den Gletschern jenes Thales umher ***).

Allbekannt sind die mit einander übereinstimmenden Sagen von der Blümlisalp und den Claridenalpen zwischen Linth- und Schächenthal, welche durch den Fluch der von ihrem üppigen Sohne mißhandelten Mutter aus fruchtbaren blumigen Weiden in unwirthbare Schnee- und Eiswüsten verwandelt worden sind †).

Doch was suchen wir die verdammten Geister noch länger draußen in der Landschaft! Sind sie doch in hiesiger Stadt so zahlreich zu finden,

*) Kohlrusch S. 412 f. Bridel conservateur suisse Nr. 43, 1825.

**) Rochholz, Schweizersagen II. S. XXXVII f. nach einer Erzählung von K. Ritter aus Altstätten im Rheinthal.

***) Kohlrusch S. 83 f.

†) Beilage V.

daß sie sogar innerhalb dieses engen Raumes auf Vollständigkeit verzichten und mich mit der Hinweisung auf die beiden allerbekanntesten, das Käfichthier und das Schalthier beschränken muß.

Vom Dache des Käfichthurmes fällt zuweilen noch in finstern und stürmischen Nächten eine schwere Masse auf das Pflaster herab; die erhebt sich dann in Gestalt eines ungeheuerlichen einem großen Kalbe ähnlichen Thieres, rennt wiederholt zwischen dem Thurm und dem Seilerbrunnen, wo es Wasser schöpft, hin und her und stößt dabei ein Herz und Mark durchdringendes Geheul aus. Das ist die verdammte Seele eines gewissen Schergen, welcher bei Lebzeiten die armen Gefangenen im Thurm aus purer Bosheit auf alle mögliche Weise mißhandelt und ihnen namentlich nur schmutziges Wasser zu trinken gegeben hat. Das Dasein dieses Käfichthieres ist jedenfalls über allen Zweifel erhaben; denn — wer sich die Mühe geben will im Archiv der hiesigen Militärdirektion nachzusehen, wird dort noch die Instruktion aufgezeichnet finden, welche die Wachen beim Erscheinen desselben zu befolgen hatten: sie mußten Gewehr beim Fuß lautlos stehen bleiben.

Noch näher rückt uns der Spuk in der Gestalt des Schalthiers, dessen Ruf weit über die Grenzen unseres jetzigen Kantons hinausgedrungen ist. Es war einmal zu Bern ein Metzger, der hieß Henzi; weil er aber nicht wie ein Schlächter, sondern wie ein Schinder mit den Thieren verfuhr, erhielt er den Namen Schlachthäusi (Henzi). Sobald er ein Kalb erhandelt und an den Strick genommen hatte, um es in die Stadt zu treiben, stach er ihm beide Augen aus; so nahm er dem armen Thiere das Vermögen, am Wege rechts und links zu laufen, und konnte es müheloser heim bringen. Beim Metzgen schnitt er ihm die Ohren ab und zog ihm bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf; dann erst machte er ihm ein Ende; denn er konnte die Haut von lebendig geschundenen Thieren an abergläubische Leute theuer verkaufen. — Man fand den Unmenschen einmal todt in seinem Bette. Seitdem läuft er alle Monate einmal in Gestalt eines abscheulich verstümmelten Kalbes rings um die Stadt, ja selbst mitten durch dieselbe und brüllt dabei auf eine schauderhafte Art, mit keinerlei Thierstimme vergleichbar *). Und dabei hat er die im Leben ausgeübten Tücken immer noch nicht ganz abgelegt. Noch vor ganz kurzer Zeit hat es der Magd eines meiner Herren Kollegen, welche, durch das übernatürliche Heulen gereizt, den Kopf zum Fenster hinausstreckte, durch eine derbe Ohrfeige „den Gwunder ausge-

*) Nach Rochholz Naturmythen S. 81 und mündlicher Ueberlieferung.

trieben.“ Daß es der Sturmwind gewesen sei, welcher ihr das Fenster an die Backe geschlagen habe, davon hat sich die bestrafte Vorwitzige durchaus nicht überzeugen lassen. Dagegen hoffe ich bei Ihnen, Tit., keinem großen Widerspruch zu begegnen, wenn ich das Schalthier sammt dem Käfichthier für menschliche Metamorphosen des alten Sturm- und Wettergottes Wodan erkläre, welchen wir schon als den Urahnen aller wilden Jäger kennen gelernt haben. Uebrigens finden wir die Grundform dieser Sagen auch in andern Gegenden der Schweiz. Die Basler haben ihr Spalenthier, und im Aargau wimmelt es förmlich von derartigen Bestien. Ich nenne hier nur das aarauer Haldenthier*), und das erlisbacher Dorfthier. In jenes ist ebenfalls ein thierquälerischer Metzger, in dieses dagegen ein Dorfpfarrer gefahren, welcher ein kirchenräuberisches und wüstes Leben geführt haben soll**).

Jetzt aber, meine Damen, bitte ich Sie Ihre Nerven zu stählen; denn der Spuk dringt bis in diesen Saal herein. Ich erzähle ihn getreulich wieder, wie ich ihn aus dem Munde einer bejahrten Seeländerin vernommen habe.

Unter dem Namen Spendgeld oder Mütschegeld besteht seit langen Jahren eine Stiftung des infolge der Reformation aufgehobenen Klosters Frienisberg zu Gunsten armer Greise oder Krüppel in gewissen Gemeinden am Bielersee. Ein Verwalter dieser Stiftung (der Name thut nichts zur Sache) wußte durch Fälschung der Urkunde einen Theil der ausgesetzten Summe für sich zu unterschlagen und den armen Leuten zu entziehen. Auch ließ er die Brötlein (Mütschli), mit welchen er die vom Bielersee her mit ihrem Fang nach Bern wandernden Fischer im Kloster zu speisen verpflichtet war, so klein backen, daß sie zur Stillung des Hungers nicht ausreichten. Nach seinem Tode erscheint er einer Magd, welche ein früher ihm zugehöriges Haus in einem Städtchen am Bielersee bewohnt, bekennt ihr seine Missethat und fordert sie auf nach Bern zu gehen, dort dem gerade versammelten Rathe Mittheilung zu machen und seinen Sohn, der mit im Rathe sitze und dem er selbst vergebens erschienen sei, zur Erstattung des vom Vater veruntreuten Geldes aufzufordern; denn ehe dies geschehen sei, komme seine Seele nicht zur Ruhe und leide unerträglichen Hunger. Als die erschrockene Magd erwidert, sie dürfe sich dessen nicht erdreisten, gibt er ihr die Versicherung, er selbst werde ihr im rechten Augenblicke beistehen. Die Magd läßt sich endlich erbitten

---

*) Rochholz Naturmythen S. 81 f.

**) Rochholz Schweizersagen 1. S. 105 f.

und geht nach Bern, tritt in den Rathssaal und spricht vor den versammelten Herren, wie der Geist ihr befohlen hat. Da springt dessen Sohn auf und befiehlt dem Weibel die unverschämte Lügnerin vor die Thüre zu stellen. In diesem Augenblick aber ertönt die Stimme des unsichtbaren Geistes und bestätigt die Worte der Magd, und der Sohn stürzt todt nieder. Das Mütschegeld aber wird seitdem vollständig ausbezahlt*).

So ist die Phantasie des Volkes, durch das Gemeingefühl für Recht und Sittlichkeit in freie Bewegung gesetzt, geschäftig in Erdichtung von Vorgängen, durch welche das Unrecht bestraft oder gesühnt wird. Der ungetreue Verwalter aber, von welchem ich soeben berichtet habe, bildet bereits den Uebergang von den unabänderlich verdammten Geistern zu denen, welche durch irgend eine Verpflichtung noch an das dies-

*) Diese im ganzen berner Seeland verbreitete und auch in der Stadt Bern ziemlich bekannte Sage weicht in mehrfacher Hinsicht nicht unbedeutend von der Quelle ab, aus welcher sie vor einem halben Jahrhundert entsprungen ist, und kann als ein schlagendes Beispiel gelten, wie die sittlich erregte Volksphantasie auch einen wüsten, unklaren und verworrenen Stoff zu idealisiren vermag. Dieser ist uns aufbewahrt in den Berichten, welche die von dem ungetreuen Verwalter zu seiner Erlösung auserkorene Magd, Lisette Pagan, das „Geistersetti" zubenannt, über ihre wirklichen oder angeblichen Visionen und Handlungen vom 16. März bis zum 7. August 1816 jeweilen ihren Meisterleuten und dem Schulmeister einzeln abgestattet hat, und welche von diesen auf 18 Folioseiten möglichst wortgetreu niedergeschrieben worden sind. Es ist nicht unmöglich, daß das Geistersetti anfänglich wirklich von Gesichten geplagt worden ist; höchst wahrscheinlich aber ist, daß sie, nachdem ihre Aussagen gläubige Ohren gefunden hatten, aus Eitelkeit bald darauf verfallen ist, weitere Geistererscheinungen zu erdichten. Dabei kam es ihr zustatten, daß sie in Geistergeschichten offenbar sehr bewandert war und die ihnen zu Grunde liegenden Glaubenssätze gar wohl kannte. Bei ihrer mit Verschlagenheit gar wohl verträglichen geistigen Beschränktheit aber machte sie hiervon je länger je mehr eine abgeschmackte und widersinnige Anwendung und verlor sich zuletzt in handgreifliche Widersprüche. Der Geist, welcher mit ihrer Hülfe zur ewigen Seligkeit gelangen will, belügt sie zu diesem Zwecke zu wiederholten Malen: er fordert sie zuerst auf, ihm Brot zu geben, später bittet er sie, ihm einen feurigen Splitter aus dem Munde zu ziehen; endlich soll sie nach Bern zu seinem Sohne gehen und ihn zur Frömmigkeit ermahnen, und jedesmal verspricht er, nach Erfüllung seiner Bitte nicht wiederzukommen und kommt doch immer wieder. Zum Schluß fährt er, „um in die Herrlichkeit zu gehen," von hellem Glanz umgeben und mit einem kanonenschußähnlichen „Klapf" vor ihren Augen gen Himmel. Hinterdrein erscheint ihr sogar noch der Teufel in dem beliebten grünen Rocke, wirft ihr vor, daß sie ihm eine Seele entrissen habe, und bedroht sie hart, verspricht ihr jedoch Verzeihung, eine Schürze voll Gold, ja zuletzt die halbe Welt, wenn sie ihn anbeten und ihren Namen unten auf ein „Zedelin" schreiben wolle. Sie aber verscheucht ihn durch Anrufung des Namens Gottes und Jesu.

seitige Leben gebunden sind und nur darum sich zeigen, um sie selbst zu erfüllen oder die Erfüllung durch Andere zu bewirken, weil sie vorher die ersehnte Grabesruhe nicht finden können.

Auf diese Uebergangsstufe gehört auch das schöne deutsche Kindermärchen von den veruntreuten Hellern. Ein Kind hat von seiner Mutter zwei Heller bekommen um sie einem armen Manne zu geben. Es denkt aber: dafür kannst du einen Zwieback kaufen, behält die Heller für sich und versteckt sie in die Dielenritzen. Es stirbt. Aber nun kommt sein Gespenst alle Mittage gegangen, ungesehen von den Aeltern, nur von einem Gaste bemerkt, und sucht ängstlich in den Dielenritzen nach den Hellern, vier Wochen lang. Da erkennt endlich die Mutter aus der Beschreibung des Gastes, daß es ihr jüngst gestorbenes Kind ist. Sie bricht die Dielen auf, findet die Heller und gibt sie einem armen Manne. Nachher ist das Kind nicht mehr gesehen worden*).

Hier ist noch eine Schuld gut zu machen gewesen. Aber auch wo keine Schuld besteht, wo vorzeitiger Tod die Erfüllung einer Pflicht, eines gegebenen Versprechens unmöglich gemacht hat, fühlt sich der Todte noch an das Leben gebunden und er kommt seine Pflicht zu erfüllen, sein Wort zu lösen.

Ein in mehrfacher Hinsicht höchst bemerkenswerthes Beispiel dieser Art von Gespenstererscheinungen bietet uns folgende noch lebende isländische Sage dar**):

Ein junger Mann hatte seiner Geliebten versprochen sie am Christabend abzuholen und in die Kirche zur Christmette zu begleiten. Er machte sich auch richtig auf den Weg; aber als er über einen heftig angeschwollenen Bach setzen wollte, scheute das Pferd vor den dahertreibenden Eisschollen; ein unglücklicher Ruck am Zügel brachte es zum Sinken, und über dem Bestreben sich und sein Thier zu retten erhielt der Reiter von einer scharfen Eisscholle eine Wunde am Hinterkopfe, welche ihm sofort den Tod brachte. Lange wartet das Mädchen auf den Geliebten; endlich in später Nacht kommt der Reiter, hebt sie schweigend hinter sich aufs Pferd und reitet mit ihr der Kirche zu. Unterwegs wendet er sich einmal zu ihr um und spricht: „der Mond gleitet; der Tod reitet; siehst du nicht

*) Märchen d. Br. Grimm II. 277 f. Wackernagel a. a. O. S. 8. Augustin Keller Katechetik II. S. 260.

**) Sie findet sich in den „isländischen Volkssagen der Gegenwart" von Dr. Konr. Maurer 1860. S. 73 und beruht auf der mündlichen Mittheilung, welche dem Herausgeber von dem in Kopenhagen als Maler lebenden Isländer Sigurdr Gudmundsson gemacht worden ist.

den weißen Fleck an meinem Nacken, Garún, Garún?“ (Es hieß nämlich das Mädchen Gudrún, aber Gud, Gott, kann das Gespenst nicht aussprechen und daher die Entstellung des Namens *). Dem Mädchen wird ängstlich zu Muthe; aber sie reiten fort, bis sie zur Kirche kommen. Hier hält der Reiter vor einem offenen Grabe und spricht: „warte du hier, Garún, Garún, bis ich den Faxi, Faxi, d. h. das Pferd, ostwärts über den Zaun hinausbringe.“ (Die Worte sind mehrdeutig; es ist üblich, daß derjenige, der auf einem Hofe bleiben will, sein Pferd außerhalb des Zaunes versorgt, welcher zum Schutze des Grasgartens (tún) aufgeführt ist, damit es nicht diesem Schaden thue; aber von einem Zaun ist auch der Kirchhof, die Herberge der Todten, umgeben.) Als Gudrun diese auf längeren Aufenthalt hindeutenden Worte hört, fällt sie in Ohnmacht; aber zu ihrem Glücke liegt das Grab, an dem sie abgesetzt worden war, hart an der Seelpforte, d. h. dem Eingang zum Kirchhof, an welchem sehr häufig die Glocken zu hangen pflegen; sie erwischt noch das Glockenseil und zieht es im Zusammenbrechen an; vor dem Geläute verschwindet das Gespenst, und sie ist gerettet. —

Wem drängt sich hier nicht eine Vergleichung mit Bürgers Lenore auf? Den nächtlichen Ritt nach dem Kirchhof und das unheimelige Gebaren des Gespenstes, welches die Geliebte mit dem Scheine des Lebens täuscht und zugleich mit der Hindeutung auf den Tod ängstigt, hat die isländische Sage mit der deutschen Ballade gemein. Auch klingen die ersten Worte des Gespenstes in jener aufs bestimmteste an diejenigen an, welche die Hausmagd Christine dem Dichter der Lenore aus der leider noch nicht wieder aufgefundenen deutschen Ballade oder Sage mitzutheilen wußte:

„der Mond der scheint so helle;
die Todten reiten schnelle **).“

Dagegen verleihen die Christmette als das angebliche Ziel der Wanderung, das Reiten durch den wild geschwollenen Bach und seine treibenden

*) Daß Gud in dem Namen Gudrun eigentlich nicht diese Bedeutung hat sondern Gudhr, ebenso wie Hildr, ursprünglich Namen einer Walküre, Kampf und Schlacht, Gudhrun also die Kampfraunende bedeutet (vergl. Kudrun, herausgegeben von Wilh. v. Ploennies. Leipzig 1853, S. 231), thut hier, wo es nur auf den Gleichlaut ankommt, nichts zur Sache.

**) Aus den dem Dichter überlieferten Versen läßt sich noch nicht mit Sicherheit auf das Vorhandensein eines vollständigen Volksliedes schließen. Einzelne Verse finden sich nicht selten in prosaisch gestaltete Sagen und Märchen eingestreut.

Eisschollen, ohne Steg und ohne Brücke, die Seelpforte mit ihren Glockenseilen, die Namen Gudrun und Faxi, und das Wiederholen der letzten Worte des Verses, welchen das Gespenst spricht, der isländischen Sage ganz bestimmt ausgeprägte Lokalfarbe, und, was das Wesentlichste ist und die deutsche Ballade der isländischen gegenüber als Original erscheinen läßt: die Katastrophe ist völlig verschieden und muß es sein. Die unschuldige Braut in der isländischen Sage wird durch eine gottesdienstliche Verrichtung gerettet, während Lenore für ihre Gotteslästerung und Selbstverfluchung mit dem Tode büßt.

In der isländischen Sage deutet übrigens die Weise, in welcher das Gespenst auftritt und die Geliebte sich vor ihm rettet, darauf hin, daß es ihm weniger darum zu thun sei sein Versprechen zu erfüllen als die Geliebte zu sich ins Grab hinab zu ziehen, und hierdurch wird der Eindruck des ganzen Vorgangs getrübt und verdüstert. — Um so reiner und rührender gibt sich die Gespensterliebe in den meisten derjenigen Balladen nordgermanischer Völker kund, in welchen es sich nicht um ein für einen bestimmten einzelnen Fall gegebenes Versprechen sondern um das Gelübde treuer Liebe handelt. Dieses ist für die Ewigkeit gegeben und der Tod kann es nicht zerreißen. Da es aber dem Todten nicht vergönnt ist für die Dauer ins Leben zurückzukehren, die Erfüllung des Treugelübdes ihm also unmöglich ist und doch das Liebesband, welches ihn mit einer noch lebenden Seele verknüpft, die seinige nicht zur Ruhe gelangen läßt, so bleibt ihm kein anderer Ausweg übrig als die Geliebte selbst um Entbindung von seinem Gelübde anzuflehen. So in der herrlichen altschottischen Ballade von Clerc Sounders*). Dieser ist in den Armen seiner Margaret von einem ihrer Brüder meuchlings erstochen worden. In der Nacht erscheint er der trostlosen Geliebten und bittet sie ihm das von ihm empfangene Liebespfand zurückzugeben. Nachdem sie es ihm tief seufzend zum Fenster hinausgereicht hat, spricht er:

„Ich dank' dir Margaret,
ich dank' von Herzen dir:
wenn einst der Todte zum Leben kommt,
dann komm' ich auch zu dir.

Du nimm und flecht' einen Birkenzweig
und deck' die Brust mir zu
und komm' und wein' auf meinem Grab
und wünsch' der Seele Ruh."

*) Dönniges S. 26 ff. Beilage VI.

Ist es aber auf Seite des Todten ein schöner Zug, daß ihm sein Gelübde im Grabe keine Ruhe läßt, bis er es erfüllt hat oder davon entbunden worden ist, so ist es auf Seite der Ueberlebenden ein todeswürdiger Frevel von dem Todten die Erfüllung zu verlangen, an welcher ihn der Tod verhindert hat. Dieser Gedanke stellt sich uns in dem folgenden neugriechischen Liede dar, in welchem Wackernagel gewiß mit Recht die Quelle des früher von uns erwähnten serbischen Liedes von Bruder Johannes erblickt, der sein Schwesterchen Jelitza besucht und zu seiner Mutter führt. Es lautet:

„O Mutter mit neun Söhnen du und mit der einen Tochter,
Die du im Finstern badetest, ihr Haar bei Lichte flochtest,
Und die du schnürtest vor der Thür im hellen Mondenscheine,
Weil man aus Babylon geschickt um ihre Hand zu werben,
O gieb sie, Mutter, gieb sie doch, Areten, in die Fremde,
Damit auch ich zum Trost sie hab' auf meiner langen Reise."
„Du bist verständig, Constantin; doch jetzo sprichst du thöricht:
Ob Freud' ob Leid sie träfe dort, wer sollte sie mir bringen?"
Er aber ruft zum Bürgen Gott, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud' ob Leid sie träfe dort, er wollte sie ihr bringen. —
Da kam das Unglücksjahr heran, und die neun Söhne starben. —
Und auf der Leiche Constantins zerrauft ihr Haar die Mutter:
„Steh auf, steh auf, mein Constantin! ich will Areten haben. —
Du riefest Gott zum Bürgen ja, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, du wolltest sie mir bringen."
Und er zieht aus um Mitternacht die Schwester dort zu holen,
Und findet sie vor ihrer Thür im Mondenschein sich kämmend. —
„Auf, auf, Arete, mach' dich auf! die Mutter will dich haben."
„O weh, mein Bruder; sag', was ists, und jetzt in dieser Stunde?
Wenn's Freud' in unserm Hause giebt, will ich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es giebt, so komm' ich, wie ich stehe."
„'s giebt weder Freude, weder Leid; so komm denn, wie du stehest."
Und auf dem Wege, den sie ziehn, und auf dem ganzen Wege,
Da hören sie die Vögelein wohl singen und wohl sagen:
„Seht, seht das schöne Mädchen da, das einen Todten führet!"
„Horch, Constantin, und hörst du nicht, was uns die Vöglein sagen!"
„Sind Vögelein: laß singen sie! sind Vöglein: laß sie sagen!"
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir: du duftest ja nach Weihrauch."
„Ich gieng erst gestern Abend spät in Sanct Johannis Kirche:
Da hat mit vielem Weihrauch mich der Priester eingeräuchert. —

Thu auf, o Mutter, thu mir auf; da bring' ich deine Tochter."
„Bist du ein guter Geist, so geh', o guter Geist, vorüber!
Mein armes Kind Aret' ist fort nach fernen fremden Landen."
„Thu auf, o Mutter, thu mir auf; ich bin dein Constantinos,
Er, welcher Gott zum Bürgen rief, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud' ob Leid sie träfe dort, er wollte sie dir bringen."
Und als sie öffnete die Thür, flog ihr heraus die Seele" *).

Hier erscheint, was in dem serbischen Liede vermißt wird, der Tod der Mutter durch den frevlen Zwang begründet, welchen sie dem todten Sohne Konstantinos durch die Aufforderung ihr die Tochter zuzuführen anthut. Und hiermit sind wir zugleich bei der letzten Gruppe von Gespenstern angelangt, welche ich zur Vervollständigung des ganzen Reigens Ihnen heute noch vorzustellen habe, bei denjenigen, welche weder eigene Schuld noch Pflicht sondern eine Schuld oder Pflichtversäumniß der Lebenden vorübergehend ins Leben zurücktreibt. Die Ueberlebenden haben dem Todten entweder schon vor oder erst nach seinem Tode irgend ein Unrecht oder Leid zugefügt, und der Todte erscheint ihnen und ermahnt sie an ihre Pflicht das Versäumte nachzuholen oder das Unrecht abzustellen und dadurch seinem Leid ein Ende zu machen, seine Seele zur ersehnten Ruhe gelangen zu lassen.

Als schwerste Versäumniß der den Todten schuldigen Pflichten erscheint bei den alten Griechen schon zu Homers Zeit die Unterlassung der Bestattung des Leichnams. Die Seele des Verstorbenen, welcher die Ehre der Beerdigung oder der Verbrennung und der Beisetzung der Asche nicht zu Theil geworden ist, werden von den übrigen Schatten im Hades als unwürdige mißachtet und nicht in ihre Gesellschaft zugelassen **).

Deshalb begegnet dem Odysseus am Eingang des Schattenreiches zuerst von allen die Seele des beim Aufbruch aus Kirke's Pallast verunglückten und noch unbestatteten Elpenor und beschwört ihn bei Allen, die auf Erden ihm angehören und lieb sind, ihn mit seiner Rüstung zu verbrennen und einen Grabhügel auf seiner Asche zu errichten ***). Und der Schatten des Patroklos tritt zu seinem schlafenden Freunde Achilleus mit den Worten:

---

*) Wackernagel a. a. O. S. 10 f. Fauriel, chants populaires de la Grèce moderne. II, 406—408. Wilh. Müller neugriech. Volkslieder II, 64—67.

**) So nennt Antigone bei Soph. V. 25 ihren bestatteten Bruder Eteokles im Gegensatze zu dem unbestatteten Polyneikes „bei den Todten in der Unterwelt geehrt."

***) Hom. Odyss. XI, 50—80.

„Wie? du schlummerst und hast so meiner vergessen, Achilles?
Den du lebend nimmer versäumtest, versäumst du im Tode?
Eile, begrabe mich, daß ich zum Hause des Pluto hineingeh';
Denn noch treiben die Seelen mich ab, die Schatten der Todten,
Lassen mich nicht den Fluß hinüber zu ihrer Gesellschaft;
Irrend umschweb' ich die weit sich öffnende Pforte des Orkus" *).

Mag auch die bestimmte Abgrenzung durch den Fluß an dieser Stelle unecht sein; in späterer Zeit finden wir diese Vorstellung fest ausgebildet und auch auf die Römer übergegangen. So gibt bei Homers Nachahmer Vergil in der Aeneis die begleitende Sibylle dem in die Unterwelt hinabgestiegenen Aeneas, der sich über die Weigerung Charons eine Schaar von Seelen in seinen stygischen Kahn aufzunehmen verwundert, folgende Auskunft:

„Alle der Schwarm, den du schaust, ist noch unbestattet und hülflos;
Ferge des Kahns ist Charon; Begrabene trägt das Gewässer.
Nicht ist über die Borde des Grauns und die brausenden Fluten
Weg sie zu führen vergönnt, bis beerdiget ruhn die Gebeine.
Hundert Jahr' unstät umschweben sie flüchtig den Strand hier;
siehe Vampir Dann erst finden Empfang sie, genaht den ersehneten Sümpfen" **).

Und als der unbestattet diesseit der Styx sich herumtreibende Steuermann Palinurus den Aeneas bittet ihm die Hand zu reichen und ihn im Kahne mit hinüberzunehmen, weist ihn dessen Begleiterin zurück und vertröstet ihn auf dereinstige ehrenvolle Bestattung und Fortdauer seines Namens ***).

Diese heidnische Vorstellung ist freilich durch die christliche Auffassung, nach welcher der irdische Leib seine frühere Bedeutung verloren hat und die jenseitige Seligkeit in rein geistiger Vervollkommnung besteht, verwischt worden; dafür hat sich aber unter dem Einfluß der Kirche der Glaube festgesetzt, daß bei Versäumniß gewisser kirchlicher Weihen und Verrichtungen, namentlich der Taufe, der letzten Beichte, Absolution und Oelung der Todte weder zur Grabesruhe noch zur Seligkeit gelangen könne, und diese Satzung hat bei den verschiedensten christlichen Völkern eine nicht geringe Schaar von Gespenstern zu erscheinen gezwungen.

---

*) Hom. Jl. XXIII, 69 ff. nach Vossens Uebersetzung.
**) Aen. VI, 324 ff. nach Vossens Uebersetzung.
***) Aen. VI, 336—382.

Die schönste poetische Blüte, welche dieser Glaube hervorgetrieben hat, sind wohl die schon früher von uns erwähnten Mafklieder in der Ukraine. Die ungetauften Kinder wurden von den Ihrigen an die Thürschwelle begraben und waren von da an Mafki. Am heiligen Abend singen sie:

„O lasset mich in die Kirche ein,
weil ich die Weihe verloren!
will werden noch ein Christkindlein;
denn morgen ist Christus geboren" *).

Das größte Unrecht aber und zwar nicht eine Unterlassungs= sondern eine Begehungssünde wird an den Todten gerade von denjenigen begangen, von welchen sie am meisten geliebt werden.

„Zu allen Zeiten — so beginnt Wackernagel sein treffliches Programm von 1835 — haben Sagen und Märchen davon erzählt, wie übermäßiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe störe; die Wehklage weckt sie auf; jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust, daß sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhemden werden naß vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wider ihren Willen: das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin noch auf einige Zeit an das Leben gefesselt."

Die am Eingang unseres Vortrags bereits angeführte eddaische Sage von Helgi und Sigrun läßt diese beim Anblick ihres todten Gatten sagen:

„Dein Haar ist, Helgi, reifdurchdrungen;
Ganz ist der König leichenthaubespritzt."

Und er antwortet:

„Allein verursachst du, Sigrun von Sefafiöll,
Daß Helgi ist mit Leidesthau benetzt:
du weinst, goldgeschmückte, grimme Zähren,
sonnenglänzende, südliche, ehe du schlafen gehst:
jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
auf die urkalte, eingegrabene, angstbedrungene" **).

*) Illustrirte Zeitung vom 7. Juli 1866. Nr. 1201.
**) Wackernagel a. a. O. 5 f. Lieder der alten Edda d. d. Br. Grimm, 1, 114—119.

Wie hier die Thränen der Gattin den todten Gatten quälen, so ist es in einem serbischen Liede der Jammer eines liebenden Mädchens, welches ihrem gestorbenen Geliebten die Grabesruhe raubt:

Konda starb, er seiner Mutter Einz'ger.
Weint die Mutter, will ihn fern vom Hofe,
Fern von ihrem Hofe nicht bestatten,
Trägt ihn in des Hauses grünen Garten
Unter goldne Pomeranzenbäume:
Dorten liegt in tiefer Gruft der Knabe. —
Und sie schleicht zu ihm jedweden Morgen;
Schaurig hauchts und säuselts auf der Stätte
„Sprich, Sohn Konda, drückt dich wohl die Erde?
Stöhnst du um den Druck der Ahornbretter?"
Horch, da haucht es aus der Tiefe leise:
„Nicht die Erd' ists, die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ists der Geliebten.
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
Aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
Bebt die Erde und der Leib erzittert"*).

Je nachdem nun die Lebenden den Bitten der Todten um Bewältigung ihres Schmerzes und ihrer Thränen Gehör schenken oder nicht, ist der Grundton und Eindruck der betreffenden Sagen und Lieder ein ganz verschiedener. Im ersteren Falle wirken sie rührend, sänftigend, tröstend, ja erhebend. Hier ist es die Mutterliebe, welche ihren schönsten Sieg feiert, indem sie der Ruhe des Kindes selbst ihren schönsten Trost, den Trost der Thränen, zum Opfer bringt. Als Beispiele mögen hier einige deutsche Kindermärchen, im Grunde nur Variationen desselben Thema's, dienen.

1) In Bornhövede lebte eine arme Wittwe, die ihr einziges Kind über alle Maßen liebte. — Aber das Kind ward krank und starb. Da wollte sich die Mutter gar nicht trösten lassen, sondern grämte sich und weinte Tag und Nacht. Erst nach vielen Zureden ließ sie es zu, daß das Kind begraben würde. Nach einigen Tagen, als die Frau, noch immerfort weinend, nach der Koppel ging um ihre Kuh zu melken, bemerkte sie neben sich ein kleines Mädchen in einem weißen Kleide, das ihr immer

*) Wackernagel a. a. O. 5. — Talvj, Volkslieder der Serben 1, 67.

zur Seite blieb, wohin sie sich auch wendete. Sie erschrack anfangs, erkannte aber bald ihr gestorbenes Töchterlein. Da sah sie, wie das Kind sich fortwährend bückte, um die Thränen, die ihr aus den Augen fielen, in seine Händchen zu sammeln, die es dann, sie traurig anblickend, zum Munde führte und aufküßte. Nun erkannte die Mutter, daß durch ihre unmäßige Trauer sie dem armen Kinde keine Ruhe ließe. Da knieete sie nieder, betete einmal inbrünstig zu Gott und weinte nicht mehr. Von dem Augenblick an war das Kind verschwunden.

2) Es waren einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit; die wüthete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde; aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte, weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß, an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, thränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Thür auf, und die Mutter schrack zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. — Das war ein seliges Engelein geworden und lächelte süß wie die Unschuld und schön wie die Verklärung. Es trug aber in seinen Händchen ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Thränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Thräne um mich weinest, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind; denn dein Kind ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen.“ Damit verschwand das todte Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr. Um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören bezwang sie ihren ungeheuern tiefen Schmerz.

3) In einem dritten Märchen*) tritt das Kind in seinem weißen Todtenhemdchen Nachts vor das Bette der weinenden Mutter und fleht zu ihr:

*) Bei Grimm II, 118. — Wackernagel a. a. O. 4.

„ach, Mutter, höre doch auf zu weinen; sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen; denn mein Hemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Dann, als die Mutter seine Bitte erfüllt hat, erscheint das Kind noch einmal: „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grabe.“

Chamisso und Hoffmann von Fallersleben haben diesen schönen Stoff poetisch gestaltet; beide aber haben, indem sie die Mutter ihrem Kinde vor Schmerz nachsterben lassen, die Reinheit der in dem Märchen lebenden Idee getrübt, Chamisso („die Mutter und das Kind“) mehr auf Seite des Kindes, welches die Mutter bittet sich zu ihr ins Grab zu legen, Hoffmann („der todte Knabe“) auf Seite der Mutter, welche auf die Bitte des Kindes nicht eingeht. Wo erscheint hier das Mutterherz größer: in dem Kunstgedicht oder in der Volkssage? Die Antwort auf diese Frage wird Sie kein Bedenken kosten.

Unbestimmt bleibt der Ausgang in der altschwedischen Ballade von Klein Christel, welches Mohnike in den Volksliedern der Schweden (Berlin 1830) unter dem gemachten Titel: „Macht des Kummers“ übersetzt hat. Hier folgt die Jungfrau dem gespenstischen Geliebten, welcher sie in ihrer Kammer besucht, nachdem sie ihm die Füße mit dem klarsten Weine gewaschen hat, auf den Kirchhof. Dort verschwindet er und mahnt sie zur Rückkehr und zur Beschwichtigung ihres Schmerzes. Damit schließt das Gedicht *).

Ein entschieden düsterer Ton klingt durch alle diejenigen Sagen, in welchen die überlebende Geliebte die Bitten oder Mahnungen des todten Geliebten ihren Schmerz zu beherrschen nicht beachtet; denn hier kann der Ausgang nur ein tragischer sein. Das Treugelübde ist auch von Seiten der überlebenden Geliebten für die Ewigkeit gegeben und wird dadurch erfüllt, daß sie dem Todten ins Grab folgt. Im Grunde stellt sich hier die alltägliche Thatsache dar, welche uns schon Homer an der Mutter des Odysseus vorführt **), daß übermächtiger Schmerz um geliebte Todte am Leben zehrt. Wer sein Leid um den Todten nicht bezwingen kann, den zieht es ins Grab nach.

Hiervon findet sich eine alte italienische Sage bei Boccaccio (IV, 5). Lisabetta ist durch das lange Ausbleiben ihres Geliebten Lorenzo tief betrübt, und von bösen Ahnungen erfüllt sieht sie ihn nach einiger Zeit Nachts, unter heißen Thränen eingeschlafen, im Traume, bleich und

*) Beilage VII.

**) Hom. Odyss. 11, 202 f. 15, 358—360.

ganz verwirrt, mit zerrissenen, beschmutzten Kleidern und glaubt von ihm die Worte zu hören: „O Lisabetta, du rufst mir beständig und grämst dich über mein langes Ausbleiben und klagst mich hart an mit deinen Thränen: so wisse denn, daß ich nicht mehr hieher zurückkehren kann; denn am letzten Tage, an welchem du mich sahst, haben mich deine Brüder getödtet." Hierauf gab er ihr den Ort an, wo sie ihn beerdigt hatten, sagte ihr, sie möchte ihn nicht mehr rufen und erwarten, und verschwand. Lisabetta aber sucht und findet am Morgen den Leichnam des Geliebten an der bezeichneten Stelle, schneidet ihm das Haupt vom Rumpfe, steckt es in einen Blumentopf, deckt Erde darauf, pflanzt mehrere Stämmchen vom schönsten salernitanischen Basilikum hinein und begießt sie mit Rosenwasser und mit ihren Thränen. Als die Brüder dies gewahren, entwenden sie ihr den Topf und vergraben ihn. Die Jungfrau aber verlangt darauf unablässig nach ihrem einzigen Kleinod und stirbt in Thränen*).

Hier bleibt das gespenstische Wunder ganz im Hintergrunde der Handlung stehen; ja es ließe sich das Traumgesicht Lisabettens am Ende auch natürlich erklären. Einen durchaus gespenstischen Charakter dagegen trägt ein hieher gehöriges deutsches Volkslied aus dem Kuhländchen.

Eine Wittwe hat sich wieder verheirathet, kann aber ihren ersten Mann nicht vergessen und beweint ihn unaufhörlich. Als daher der zweite Mann einst auf dem Grabe des Vorgängers seine Rosse weidet, tönt es ihm daraus entgegen:

„wenn du wirst heim kommen,
sag' ihr, sie soll mir bringen
ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist mir geworden so naß:
was weint sie immer? was thut sie das?"

Der Auftrag des Todten wird ausgerichtet; die Frau erwidert:

---

*) Von einem alten Liede, das sich auf dieselbe Geschichte bezogen habe, gibt Boccaccio die beiden ersten Zeilen:

„was war das für ein böser Christ,
der mir mein Gut entwendet?"

Sonst ist es untergegangen; aber ein anderes von gleichem Inhalt steht in den Canzoni a ballo composte dal Magnifico Lorenzo de 'Medici da M. Agnolo Politiano etc. (Florenz 1568). Vergl. Büschings wöchentliche Nachrichten II, 310. Simrock hat im berlinischen Musenalmanach auf 1830, S. 253—255 Boccaccio's Novelle poetisch wiedererzählt; bei Hans Sachs findet man sie zweimal, in epischer und in dramatischer Form." Wackernagel a. a. O. 5.

„und wüßt' ich nur, daß es wahr wär',
ich ließ ihm gleich anschneiden
einen Kittel von weißer Seide."

Und sie geht mit ihrem Rocken zum Grabe, klopft an und bittet um Einlaß. Des Todten Stimme mahnt ab: da unten sei es zu öde und traurig. Umsonst; die Frau bleibt bis zum ersten Hahnenschrei; da thun sich die Gräber alle auf, und sie steigt zu dem todten Gatten hinunter; der zweite Hahn kräht; da schließen sich die Gräber alle zu und „die Schöne mußt' unten verbleiben" *).

Zu bedauern ist, daß die altdänische Ballade von Aage und Else nicht vollständig erhalten ist. Doch lassen sich die zwischen einzelnen Strophen bemerklichen Lücken mit ziemlicher Sicherheit so ausfüllen, daß wenigstens der Gang der Handlung hergestellt wird. Der überlieferte Text lautet nach W. Grimms Uebersetzung:

Das war der Ritter Herr Aage:
Der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Else,
So eine schöne Maid,
Verlobte sich Jungfrau Else
Mit rothem Golde werth:
Darnach am Monatstage
Lag er in schwarzer Erd'.

Da war der Jungfrau Else
Ihr Herz von Sorgen wund:
Das hörte der Ritter Herr Aage
Tief unter schwarzem Grund:
Da nahm der Ritter Herr Aage
Den Sarg auf seinen Rück',
Schwankte zu ihrem Kämmerlein,
Ihm selbst ein schwer Geschick.

Er klopft' an die Thür mit dem Sarge,
Weil er keine Haut hatt' an:
„Höre du, Jungfrau Else;
Thu auf deinem Bräutigam!"

*) Beilage VII.

Da sprach die Jungfrau Else:
„Ich schließ' meine Thür nicht auf,
Bis du kannst Jesu Namen nennen,
Wie du gekonnt sonst auch".

Hier muß eine Strophe ausgefallen sein, in welcher Aage sich durch die Anrufung Jesu ausweist, daß er kein böses, trügerisches, sondern ein gutes, ehrliches Gespenst sei. Dann fährt er fort:

Jedesmal daß du dich freuest
Und dir dein Muth ist froh,
Da ist mein Sarg gefüllet
Mit Rosenblättern roth:
Jedesmal du bist voll Sorgen
Und dir ist schwer dein Muth,
Da ist mein Sarg gefüllet
Ganz mit geronnenem Blut.

Nach diesen Mahnworten muß der Geist zum Kirchhof zurückgekehrt, Else aber ihm nachgefolgt sein; denn das Gedicht fährt so fort:

Es kräht der Hahn der rothe,
Da will ich fort in's Grab.
In's Grab müssen alle Todten,
Da folg' ich mit hinab. —
Schaue Du zu dem Himmel
Und zu den Sternlein auf:
Da kannst du schauen, wie sachte
Die Nacht wird ziehen herauf."

Das war die Jungfer Else:
Die schaute die Sternlein an;
In's Grab versank der Todte:
Gar nimmer sie ihn sah.
Heim gieng die Jungfrau Else,
Ihr Herz von Sorgen wund:
Darnach am Monatstage
Lag sie im schwarzen Grund*).

Die versuchte Ergänzung der Lücken erhält eine Bestätigung durch die ähnliche altschottische Ballade von Wilhelms Geist, von

*) W. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 73 f.

welcher einige englische und nach ihrem Vorgang sogar deutsche Kritiker behauptet haben, sie sei nebst einer mit ihr wesentlich übereinstimmenden altenglischen Ballade*) das Vorbild, welches Bürger in seiner Lenore nachgeahmt habe. Sie lautet in der Uebersetzung bei Wackernagel a. a. O. S. 15 f. folgendermaßen:

Es kam ein Geist vor Margrets Thür
Mit Stöhnen und mit Schrei'n,
Und drehte und klopfte an ihrem Schloß:
Sie rief ihm nicht herein.

„Ist das mein Vater Philipp?
Oder ists mein Bruder Johann?
Oder ists mein Treulieb Wilhelm,
Von Schottland kommen an?"

„'s ist nicht dein Vater Philipp,
's ist nicht dein Bruder Johann:
Es ist dein Treulieb Wilhelm
Von Schottland kommen an.

O süß Margret, o lieb Margret,
Ich fleh dich, sprich zu mir;
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück,
Die ich gegeben dir."

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht;
Die geb' ich nimmer hin,
Bis du in meine Kammer kommst,
Mir küssest Wang' und Kinn."

„Käm' ich zu dir in's Kämmerlein,
Ich bin kein ird'scher Mann,
Und küßt' ich deinen rothen Mund,
Dein Ende käm' heran.

O süß Margret, o lieb Margret,
Ich fleh dich, sprich zu mir;
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück
Die ich gegeben dir."

*) W. Grimm altdänische Heldenlieder S. 506. — Wackernagel a. a. O. 16, Anm. 36.

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht;
Die geb' ich nimmer hin,
Bis du mich über den Kirchhof führst,
Mich nimmst zur Ehgattin."

„In einem Kirchhof überm Meer
Ist begraben mein Gebein:
Der jetzo zu dir spricht, Margret,
Das ist mein Geist allein."

Sie streckte aus ihre weiße Hand
Und sprach ihm freundlich zu:
„Nimm deine Lieb' und Treu zurück;
Gott schenke dir die Ruh!"

Sie schürzte die Kleider hoch empor
Bis nah an ihre Knie,
Und durch die lange Winternacht
Gieng hinter der Leiche sie.

„Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir
Oder Raum zu den Füßen dein,
Oder ist an deiner Seite Raum,
Daß ich da mag schlüpfen ein?"

„Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,
Kein Raum zu den Füßen mein,
Auch ist kein Raum zur Seite mir:
Ganz eng ist nur mein Schrein."

Da krähte der rothe rothe Hahn,
Da krähte der graue so hell.
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret:
Nun geh von hinnen schnell!"

Nicht sprach er mehr zu Margaret:
Mit Stöhnen und mit Schrei'n
Schwand das Gespenst in Nebel hin
Und ließ sie ganz allein.

„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!“
Rief Treu-Margret, „o bleib!“
Ihre Wange erbleichte; ihr Auge brach;
Todt lag ihr holder Leib*).

Bemerkenswerth ist auch in dieser Ballade, daß Margaret zwar den Geist Wilhelms seines Gelübdes entbindet, sich selbst aber nicht, sondern dem Geliebten trotz seiner Abmahnung ins Grab nachfolgt. Auch verdient es hervorgehoben zu werden, daß in allen ähnlichen Balladen, so weit sie mir bekannt sind, nie der Mann sondern immer das Weib es ist, welches vor Liebesschmerz stirbt. Hier liegt eine nicht zu bestreitende psychologische Wahrheit zu Grunde: der Mann, dessen Wirkungskreis und Interesse weiter über das Familienleben hinausgeht und vorzugsweise der Oeffentlichkeit angehört, kann und muß und wird seinen Liebesschmerz eher und leichter überwinden als das Weib, dessen höchste Lebensbestimmung eben an die Liebe zum Manne geknüpft ist und in dem Familienleben fast ganz aufgeht. — Anderseits muß es den hier erscheinenden Geistern der Männer im Guten angerechnet werden, daß sie nicht nur den Tod der Geliebten nicht verlangen sondern sie geradezu ermahnen und bitten in dem schönern diesseitigen Leben zurückzubleiben. Das Uebermaß des Schmerzes aber, welches den Lebenden zu dem geliebten Todten hinabzieht, ist, besonders beim Weibe, so natürlich und einem so edlen Gefühl entsprungen, daß die Volksdichtungen meist inniges Mitleiden mit einem solchen Ausgang verrathen.

So ist es freilich nicht überall, und es bleibt mir zum Schluß noch übrig auf die glücklicher Weise nicht so zahlreichen Sagen und Lieder hinzuweisen, in welchen der todte Geliebte selbst die Geliebte zu sich abholt.

Unter diesen jedenfalls unheimeligen, nach einer Seite hin an die Vampyre erinnernden Gespenstern sind die minder grausigen noch die, welche im ausgesprochenen oder stillen Einverständniß mit der Geliebten handeln. So in der Sage vom Geisterschiff:

„Es war um die Zeit, da alle Schiffe auflegten und alle Schiffer heimkehrten; aber einer Dirne wollte der Bräutigam noch immer nicht

*) Percy, relicks of ancient english poetry vol. 3. p. 112—114. — Wackernagel a. a. O. 15 f. Herders freie Uebersetzung ward zuerst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst gedruckt (Hamburg 1773) S. 49, 50. — Wackernagel a. a. O. S. 16. Anm. 36. — In den Stimmen der Völker findet sie sich Th. 2. S. 19 f.

kommen, und als alle andern schon daheim waren, war er noch immer nicht da. Da wollte sich ihr Herz gar nicht zufrieden geben, und Nachts saß sie am Wasser und jammerte und schrie nach ihrem Liebsten. Da kam eines Nachts das Schiff, das mit ihrem Bräutigam verunglückt war; das nahm sie auf, und niemand hat sie wiedergesehen."

Das äußerste Ende dieser Gespensterreihe aber tritt uns da vor Augen, wo das Gespenst durch absichtliche und bis zum Ende fortgeführte Täuschung die Geliebte in den Tod zieht. Hier macht sich der Gedanke geltend, daß vom streng religiösen und moralischen Standpunkt aus das tödtliche Uebermaß des Liebesschmerzes sündhaft und verdammenswerth sei; denn es liegt in demselben theils Mangel an Willenskraft, sittliche Schwäche, theils Mangel an Vertrauen auf Gott und an Ergebung in den göttlichen Willen. Zum Gipfel aber erscheint diese Schuld gesteigert in derjenigen Ballade, welche unter den Balladen aller Völker als einzig in dieser Art dasteht, in Bürgers Lenore. Diese treibt der Liebesschmerz bis zur Gotteslästerung und zur Verfluchung alles diesseitigen und jenseitigen Heiles, und diesem Frevel entspricht auch die Katastrophe: Lenore „stirbt hin in Nacht und Graus." Das hat sie zwar in ihrer Verzweiflung vorher selbst verlangt; aber seit dem nächtlichen Erscheinen des vermeintlichen Geliebten hat sich ihr Gemüthszustand ganz umgewandelt; mit der Aussicht auf nächste Erreichung des höchsten Zieles ihrer Wünsche ist an die Stelle des Lebensüberdrusses eine leidenschaftliche Lebenslust getreten, und von dieser Grundstimmung aus muß sie nun eine ganze Stufenleiter von Gefühlen bis zum peinlichsten und tödtlichsten Durchempfinden: Zweifel, Bangen, Grausen und Entsetzen; der Tod erfaßt sie gerade da, wo es ihr am verhaßtesten geworden ist, und in der scheußlichsten Gestalt. Denn am Ende ist es nicht einmal der todte Geliebte selbst, welcher sie zu sich ins Grab hinabzieht: das trügerische Gespenst entlarvt sich im letzten entscheidenden Augenblick als der Tod, als die personifizirte Todesmacht, als das „Gerippe mit Stundenglas und Hippe." — Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Wandlung auf den Hörer zunächst einen widerwärtigen, unpoetischen Eindruck macht; dabei ist aber zu bedenken, daß der Dichter, wenn er den Geist Wilhelms selbst als Rächer hätte auftreten lassen, sich mit dem Volksgeist in Widerspruch gesetzt haben würde. Denn Lenorens Frevel, so ungeheuer er auch sein mag, ist doch eine Verirrung ihrer Liebe, und nach dem in den Gespenstersagen sich aussprechenden Volksgefühl wird hierdurch selbst die größte Schuld gemildert und käme das Rächeramt am allerwenigsten dem zu, um dessentwillen die Liebende sich versündigt hat.

Es springt in die Augen, bei einer so wesentlichen Verschiedenheit des Ausgangs und des Grundgedankens, gar nicht gerechnet die völlig freie Erfindung der Anfangssituation und die ganz eigenthümliche Ausführung der Handlung bei Bürgers Lenore von einer bloßen Nachahmung der dänischen, der schottischen oder der englischen Ballade ebenso wenig die Rede sein kann als von einer Nachahmung der isländischen Sage. Gewiß am allerwenigsten aber hat mit ihr das in „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano (II, S. 19 f.) veröffentlichte Gedicht zu schaffen, welches die Herausgeber für die eigentliche Quelle der Bürger'schen Ballade ausgegeben haben.

Ein gespenstischer Reiter erscheint bei Mondenschein vor dem Fenster der Herzallerliebsten und will sie in ähnlicher Weise wie Bürgers Wilhelm Lenoren verlocken mit ihm in sein kleines Haus auf einer grünen Haide im Ungarlande zu reiten; sie aber traut ihm nicht und heißt ihn sich allein niederlegen und bis an den jüngsten Tag schlafen*). Schon die Bemerkung des Herausgebers, Bürger habe dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer gehört, ist mehr als zureichender Grund zu dem Verdacht, daß wir hier nicht ein echtes altes Volkslied sondern ein Machwerk der überhaupt nichts weniger als zuverlässigen Herausgeber vor uns haben. Denn die wenigen Worte, welche Bürger aus der Erzählung Christinens im Gedächtniß behalten hat, sind uns aus seinen Mittheilungen an J. H. Voß und an A. W. v. Schlegel ganz genau bekannt und finden sich zum größern Theil nicht in dem Liede des Wunderhorns**). Und auch den letzten Zweifel an der Unechtheit desselben muß der bedeutungs- und herzlose Schluß heben, welcher den ganzen Vorgang und den einzig möglichen Sinn desselben mit der willkürlichsten romantischen Ironie in nichts auflöst. Das steht in schneidendem Widerspruch mit dem echten Volksgeist, welcher in alle seine Geistersagen und Lieder einen tiefinnigen Sinn legt und dessen Gespenster sich nicht mit so leichtfertigen Worten abfertigen lassen.

---

*) Beilage IX.

**) Es sind außer den schon oben besprochenen:

„der Mond der scheint so helle;
die Todten reiten schnelle"

folgende: „Graut Liebchen auch?" „Wie sollte mir grauen? ich bin ja bei dir," und die plattdeutschen Verse:

„wo lise, wo lose
rege hei den Ring!"

J. H. Voß in Bürgers Leben von Althof in B.'s sämmtlichen Werken (Göttingen 1829) Th. 5. S. 204. Schlegel im neuen deutschen Merkur 1797. S. 394.

So bleibt es schon dabei: Bürgers Lenore ist nach Auffassung und Ausführung Original, und die Vergleichung mit den obigen Sagen und Liedern liefert uns einen bedeutsamen Beleg für die freie Gestaltung eines stammverwandten Völkern gemeinsamen Sagenstoffes. Auch darf ich wohl auf Ihre Beistimmung rechnen, wenn ich Bürgers Schöpfung, sofern sie die Vorzüge der Volksdichtung und der Einzeldichtung in sich vereinigt, als eine seltene Ausnahme bezeichne. Denn hat mein Vortrag nicht ganz sein Ziel verfehlt, so wird er in Ihnen die Ueberzeugung gefördert haben, daß in den Gespenstern der Volkssage und des Volksliedes nicht nur ein bedeutender und gewiß nicht der schlechteste Theil unseres Gemüthslebens ideal vergegenständlicht ist, sondern daß in ihnen auch die echt menschlichen Saiten unseres Herzens reiner und bestimmter und eindringlicher erklingen als in den meisten Schöpfungen der Einzeldichter.

Und fragen wir uns schließlich, Tit., ob wir aus unserm heutigen Verkehr mit volksthümlichen Geistern nicht auch etwas mit in unser Leben, in den Verkehr mit unsern todten und lebenden Geliebten mit hinübernehmen sollen, so ergeht an uns zunächst die Mahnung, dem Beispiel der Mütter zu folgen, welche der Bitte ihrer Lieblinge Gehör schenken und den Schmerz um ihren Tod beherrschen.

Eine noch höhere und dem wahren Geiste des Christenthums am meisten entsprechende Aufforderung aber tönt uns nicht aus dem jenseitigen Geisterreiche sondern aus dem diesseitigen Leben entgegen in der Ueberlieferung von der „Thurbrücke bei Bischofszell“ *).

Die Burgfrau hat ihre beiden einzigen Söhne von den Wellen der angeschwollenen Thur, über welche sie im Kahne heimkehren wollten, verschlingen sehen. Und wie sie nun in namenlosem Schmerz ihre Arme ausbreitet über die am Ufer liegenden Leichen, muß sie der Mütter gedenken, welchen ferner noch der brückenlose Strom ihre Kinder zu rauben droht. Und um diese vor gleichen Herzeleide zu bewahren, läßt sie eine feste steinerne Bogenbrücke erbauen, welche noch heute dasteht. So werden auch wir das Andenken an unsere Todten am würdigsten feiern, wenn wir die Liebe, die wir ihnen bewahren, an den Lebenden bewähren.

---

*) Von Gustav Schwab zu einer Ballade gestaltet.

Beilagen.

I.

Serbisches Lied.

Neun der lieben Söhne blühten einstmals
Einer Mutter; doch das zehnt' und letzte
War Jelitza, eine liebe Tochter.
Alle hat genährt sie und erzogen,
Bis die Söhn' im Bräutigamesalter
Und das Mädchen zur Vermählung reif war.
Viele Freyer warben um Jelitza:
Eins ein Ban, ein Feldherr war der Andre,
Und der Dritt' ein Nachbar aus dem Dorfe.
Gern dem Nachbar gäbe sie die Mutter,
Doch dem übermeer'schen Ban die Brüder;
Sprachen also zu der lieben Schwester:
„Gehe nur, du unsre liebe Schwester,
Geh nur mit dem Bane überm Meere!
Geh nur: oft besuchen dich die Brüder,
Kommen zu dir jeden Mond im Jahre,
Kommen zu dir jede Woch' im Monde.“

Als die Schwester dieses Wort vernommen,
Gieng sie mit dem Bane überm Meere.
Siehe, da geschah ein großes Wunder.
Es begab sich daß die Pest des Herren
Hin die Söhne alle neune raffte,
Und allein blieb die verwaiste Mutter.
Also giengen hin drey Jahrestage.
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza:
„Lieber Himmel, welch ein großes Wunder!
Wie hab' ich an ihnen mich versündigt,
Daß die Brüder nimmer zu mir kommen?“

Und es höhnten sie die Schwägerinnen:
„Du Verworfne! Deine Brüder müssen
Dich verachten, daß sie nimmer kommen.“
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza,
Schmerzlich von dem Morgen bis zum Abend,
Daß den Herrn im Himmel es erbarmte.
Zween seiner Engel rief er zu sich:
„Geht hinunter, meine beiden Engel,
Zu dem weißen Grabe des Johannes,
Des Johannes, ihres jüngsten Bruders:
Haucht den Knaben an mit euerm Geiste,
Aus dem weißen Grabstein macht ein Roß ihm,
Und ein Brot bereitet ihm aus Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke:
Rüstet ihn, daß er zur Schwester gehe.“

Eilig gehen Gottes beide Engel
Zu dem weißen Grabe des Johannes,
Machen aus dem Leichenstein ein Roß ihm,
Hauchen an mit ihrem Geist den Knaben,
Brot bereiten sie ihm aus der Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke,
Rüsten ihn, daß er zur Schwester gehe.

Eilig gieng dahin der Knab Johannes.
Als er kam ins Angesicht des Hauses,
Schon von fern erblickt' ihn seine Schwester.
Als er nahte, lief sie ihm entgegen;
Ihn umhalsend, ihm die Wange küssend,
Schluchzte herzlich sie vor Leid und Kummer.
Und sie weint' und sagte zu dem Bruder:
„Hattet ihr, Johannes, nicht als Jungfrau
Mir ihr Brüder euer Wort gegeben
Daß ihr häufig mich besuchen wolltet?
Zu mir kommen jeden Mond im Jahre?
Zu mir kommen jede Woch' im Monde?
Aber heute sinds drey Jahrestage,
Und noch seyd ihr nicht zu mir gekommen!“

Und von neuem drauf begann die Schwester:
„Sag wovon bist du so grau geworden,
Grad' als wärst im Grabe du gewesen?"

Ihr entgegnete der Knab Johannes
„Schweige, Schwester, wenn du Gott erkennest:
Denn gar großes Leid hat mich befallen.
Hab' ich die acht Brüder doch vermählet,
Aufgewartet den acht Schwägerinnen;
Aber als sie all vermählet waren,
Da erbauten wir neun weiße Häuser:
Sieh davon bin ich so schwarz geworden."

Und es giengen hin drey weiße Tage:
Da zur Reise schickte sich Jelitza,
Herrliche Geschenke auch bereitend
Für die Brüder und die Schwägerinnen:
Für die lieben Brüder seidne Hemden,
Für die Frauen Fingerlein und Ringe.
Dringend wehrte sie der Knab Johannes:
„Bleibe, geh nicht mit mir, liebe Schwester!
Warte bis die Brüder dich besuchen."
Aber nicht ließ sich Jelitza halten,
Fertigte die herrlichsten Geschenke.
Es erhob sich nun der Knab Johannes
Und mit ihm sein Schwesterchen Jelitza.
Aber als sie nah dem Hause waren,
Stand beim Hause eine weiße Kirche.
Da begann der Knab Johannes also:
„Warte hier ein wenig, liebe Schwester,
Bis ich nach der weißen Kirche gehe;
Als den mittlern Bruder wir vermählten,
Hab' ich dort den goldnen Ring verloren:
Laß mich suchen, laß mich, meine Schwester!"

Und es gieng ins Grab der Knab Johannes.
Stehen blieb sein Schwesterchen Jelitza,
Und sie wartete des Knaben lange,
Harrte lang: dann ging sie ihn zu suchen.

Bei der Kirche fand sie frische Gräber,
Viele; aber wo der Knab verschieden,
Schneidend Weh durchfuhr sie an der Stätte.
Eilig schritt sie nun zum weißen Hause.
Aber als sie nahe kam der Wohnung,
Horch, da schrie ein Kuckuck aus dem Hause;
Doch es war kein grauer Kuckuck drinnen,
Sondern ihre greise Mutter war es.
Als Jelitza jetzt der Thüre nahte,
Rief sie also aus dem weißen Halse:
Arme Mutter, öffne mir die Thüre!"
Aus dem Haus antwortete die Mutter:
„Gehe du von hinnen, Pest des Herren!
Todt sind meine Söhne alle neune:
Willst du auch noch ihre greise Mutter?"
Aber ihr entgegnete Jelitza
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!
Nicht die Pest des Herren ist hier draußen:
's ist dein liebes Töchterchen Jelitza."
Drauf die Pforte öffnete die Mutter,
Und sie schrie und ächzte wie ein Kuckuck.
Fest umschlingend sich mit weißen Armen,
Sanken Beide todt zur Erde nieder.

II.

Wilhelm und Margareth.

Ein Märchen. — Schottisch.

(J. Percy, Relicks. Vol. III. pag. 119.)

1. Es traf sich an ein'm Sommertag,
Zwei Lebende saßen drauß.
Sie saßen zusammen den langen Tag,
Und sprachen sich noch nicht aus.

2. Ich seh' kein Leid an dir Margreth,
Du wirst's an mir nicht seh'n;
Vor eilf Uhr Morgens wird vor dir
Ein' reiche Hochzeit geh'n.

3. Schön Gretchen saß am Fenster daheim
Und kämmt ihr goldnes Haar,
Als sie lieb Will'm und seine Braut
Anreitend ward gewahr.

4. Dann legt sie nieder ihren beinen Kamm,
Und flocht ihr Haar in Zwein,
Sie ging wohl lebend aus ihrem Haus,
Kam nimmer lebend hinein.

5. Als Tag war um und die Nacht war da,
Und alles schlafen thät,
Da kam der Geist der schön'n Margreth
Und stand an Wilhelms Bett.

6. „Wachst du noch, süßer Wilhelm, sprach sie,
Lieb Wilhelm, oder schläfst?
Gott geb dir Glück zum Brautbett dein
Und mir zur Leichenstätt'!“

7. Als Nacht war um und der Tag brach an,
Und aufwacht Herr und Knecht,
Der Bräut'gam zu sein'r Lieben sprach:
„Ach, Schatz, ich weinen möcht'.

8. Ich träumt ein'n Traum, mein liebes Weib,
So träum'n ist nimmer gut;
Ich träumt' mein Haus voll rothem Vieh,
Mein Brautbett voll von Blut.“

9. „So ein Traum, so ein Traum, mein herzer Herr,
So träum'n ist nimmer gut;
Zu träum'n das Haus voll rothem Vieh,
Das Brautbett voll von Blut.“

10. Auf rief er all' seine wackre Leut,
Bei Eins und Zwei und Drei'n,
Sprach: „ich muß hin zu Margreths Haus,
Du läßt mich, Liebe mein!"

11. Und als er kam vor Margreths Haus,
Er zog wohl an die Klink';
Und wer so schnell, als ihre sieben Brüder,
Zu lassen Wilhelm ein?

12. Dann hob er auf das Leichentuch:
„Bitt', laßt mich seh'n die Leich',
Mich dünkt ihr liebes Roth ist weg,
Mich dünkt, sie sieht so bleich.

13. Ich will, lieb Gretchen, um dich thun,
Was keiner thut um dich,
Will küssen deine Lippen blaß
Nicht lächelnd mehr auf mich."

14. Einsprachen da die sieben Brüder,
Gar traurig sprachen sie drein:
„Ihr mögt gehn küssen eure junge Braut,
Lass'n unsre Schwester allein!"

15. „Und küss' ich denn meine junge Braut,
Thu' ich nur meine Pflicht.
Der armen Leiche gelobt' ich nie,
Zu Tag und Abend nicht!

16. Nun theilt, nun theilt, meine wack're Leut',
Theilt aus euch Kuch'n und Wein!
Was heut ihr theilt auf Gretchens Tag,
Soll morg'n auf meinen seyn!

17. Schön Gretchen starb heut: starb sie heut,
So stirbt ihr Wilhelm morgen!"
Schön Grethchen starb aus treuer Lieb',
Lieb Wilhelm starb für Sorgen.

18. Schön Gretchen begrub man unten am Chor,
Lieb Wilhelm oben hinten.
Aus ihrer Brust eine Ros' entsprang;
Aus seiner entsprang eine Linden.

19. Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan,
Da konnten sie nicht höh'r;
Da schlangen sie sich zum Lebesknoten,
Und jeden wundert's sehr.

20. Da kam der Küster der Kirch' allda,
(Ich sag euch, was geschah!)
Unglücklich hieb er sie beid' hinab,
Sonst stünden sie jetzt noch da*).

III.

Spaziergang um Mitternacht.

„So alleine wandelst du!
Schon ist Mitternacht vorüber;
Regenwolken ziehn herüber;
Mädchen, Mädchen, geh zur Ruh!"

„„Ruhen kann ich nicht allein;
Mein Geliebter hat versprochen
Heute bei mir anzupochen;
Ruhen kann ich nicht allein.""

„Ruhen sollst du nicht allein;
Hat dein Liebster dir gelogen,
Nun so sei er auch betrogen:
Führ' mich in dein Kämmerlein!"

*) In Herders Stimmen der Völker, Abtheilung 2, S. 16—18.

„„Bringen will ich dich hinein;
Eng ist's; es mißt kaum drei Schritte;
Aber Ruh' in meiner Hütte;
Rings umher wächst Rosmarein.““

„Wie das Leichhuhn ängstlich ruft!
Wie die Winde schaurig blasen!
Ist das nicht der Kirchhof-Rasen?
Ha! ich witt're Gräberduft!“

„„Ruhig ist mein Schlafgemach;
Einsam ist es, kühl und düster,
Und hier stört uns kein Geflüster,
Und hier wohnt kein Weh und Ach!““

„Weh! das ist Luisens Grab,
Die ich treulos einst verlassen!
Mädchen, mußt mich nicht umfassen;
Denn du ziehst mich ja in's Grab!“

„„Sieh, Luise steht vor dir,
Die du dir zur Braut erwählet;
Nun hat uns der Tod vermählet;
Komm und schlummre nun bei mir*)!““

IV.

Rewelge.

„Des Morgens zwischen drey'n und vieren
„Da müssen wir Soldaten marschieren
„Das Gäßlein auf und ab;
„Tralali, Tralaley, Tralala,
„Mein Schätzel sieht herab.

---

*) Liederbuch des deutschen Volkes, Leipzig, Breitkopf 1845. S. 246. Aus der Sammlung von Erk und Irmer.

„Ach Bruder jetzt bin ich geschossen,
„Die Kugel hat mich schwer getroffen,
„Trag mich in mein Quartier,
„Tralali, Tralaley, Tralala,
„Es ist nicht weit von hier.

„Ach Bruder ich kann dich nicht tragen,
„Die Feinde haben uns geschlagen,
„Helf dir der liebe Gott;
„Tralali, Tralaley, Tralala,
„Ich muß marschieren in Tod.

„Ach Brüder! ihr geht ja vorüber,
„Als wär es mit mir schon vorüber,
„Ihr Lumpenfeind seyd da;
„Tralali, Tralaley, Tralala,
„Ihr tretet mir zu nah.

„Ich muß wohl meine Trommel rühren,
„Sonst werde ich mich ganz verlieren;
„Die Brüder dick gesäet,
„Tralali, Tralaley, Tralala,
„Sie liegen wie gemäht."

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder,
Sie schlagen ihren Feind.
Tralali, Tralaley, Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
Ins Gäßlein hell hinaus,
Tralali, Tralaley, Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine,
In Reih und Glied wied Leichensteine,

Die Trommel steht voran,
Tralali, Tralaley, Tralala
Daß Sie Ihn sehen kann *).

V.

Sage von den Clariden-Alpen.

Vor langen, langen Zeiten lebte einst auf den Clariden-Alpen ein Senn mit einer „leichtfertigen Dirne," welche er in so hohen Ehren hielt, daß er ihr von der Wohn- oder Sennhütte den kothigen und sonst schmutzigen Weg bis zum Käsgaden mit Käse belegte, damit sie ihre Schuhe und Füße nicht besudele. Da kam eines Tages seine arme Mutter, um ihren „hungrigen Bauch mit Milch und Süffy zu füllen." Der gottlose Sohn aber mischte ihr unter die Milchspeise „Pferdeharn," daß die arme Frau das schlimme Traktament gar bald verspürte und sich hierüber im gerechten Zorn so sehr entrüstete, daß sie ihrem verschwenderischen und verruchten Sohn alles Unglück über den Hals wünschte und Gott bat, an ihm seine gerechte Rachehand zu zeigen, was auch alsbald geschah; indem die Erde ihren Mund aufthat und den Sohn als eine unnütze Erdenlast sammt seiner Dirne verschlang.

Mit der Erfüllung dieses Mutterfluches stürzten aber zugleich die obern Firnen und Felsen ein und überschütteten die vorher grasreichen und fetten Alpen mit Steingerölle, so daß sie von dieser Zeit an graslos und unfruchtbar blieben.

Von dem auf solche schreckliche Art untergegangenen Bösewicht erzählen sich aber die Bewohner jener Gegend, daß er sich noch jetzt merken lasse, wenn man ihn rufe oder herausfordere. Ja, ein ehrwürdiger Priester, der nicht ohnweit von den Clariden-Alpen seßhaft ist, will sogar selbst sich einmal in seinen jungen Jahren an den Ort verfügt und kühnerweise den mit Leib und Seele verschlungenen Sennen herausgefordert haben. Hierauf sei aber die Erde in eine solche Erschütterung gerathen, daß hoch herab von den Felsen Steine mit großem Geräusch gestürzt

---

*) Aus des Knaben Wunderhorn 1, S. 72 ff. Vergl. Wackernagel a. a. O. S. 7.

wären, worüber er so erschrocken, daß er schleunig die Flucht ergriffen und Gott gedanket, als er mit dem Leben davongekommen*).

VI.

Clerk Saunders**).

Clerk Saunders war ein Grafensohn,
Er lebt am Meeresstrand;
Schön Margret war eine Königstochter,
Sie lebt im Oberland.

Clerk Saunders war ein Grafensohn
In Büchern wohl gelehrt;
Schön Margret war eine Königstochter
Und sehr der Liebe werth***).

Clerk Saunders und schön Margaret
Gingen durch den Garten grün,
Und trüb und traurig war die Lieb',
Die sie ergriff und ihn.

„Ein Bett, ein Bett, Clerk Saunders sprach,
Für dich und mich mein Kind;" —
„O nein, o nein, sprach Margaret,
Bis wir vermählet sind."

Im Mai da kommen meine sieben Brüder
Mit brennenden Fackeln an;
Sie werden sagen: „Unsre Einzige Schwester
Liebt einen Rittersmann." —

---

*) Kohlrusch S. 202 f. nach Scheuchzer, Naturgeschichte der Schweiz, Bd. II S. 83. Vergl. Wyß Volkssagen. Bern 1815 aus müdlicher Ueberlieferung. Grimm D. S. 1, S. 150 f.

**) Clerk ist wahrscheinlich die Bezeichnung eines Gelehrten, der Rittersrang hatte. (Dönniges.)

***) Diese beiden ersten Verse so wie einige untenstehenden sind aus andern Ueberlieferungen als der Text bei Walter Scott, gehören aber in den Text (Dönniges).

„Dann nimm mein Schwerdt und lüfte nur
Die Scheide so zum Schein,
Dann kannst du ohne Meineid schwör'n:
Du ließest nie mich ein.

Und nimm ein Tuch in deine Hand
Und bind' es vor dein schön Gesicht,
Dann kannst du ohne Meineid schwör'n:
Daß du mich sahst seit gestern nicht.

Und nimm mich dann in deinen Arm
Und trag mich selbst hinein,
Dann kannst du ohne Meineid schwör'n:
Ich ging nie zu dir ein." —

Es war schon tief um Mitternacht
Als beide schliefen ein;
Da kamen ihre sieben Brüder
Mit rothen Fackeln herein.

Da kamen ihre sieben Brüder
Mit brennenden Fackeln an;
Und sagten: „Da liegt unsre Einzige Schwester
Mit einem Rittersmann." —

Dann sprach es aus der erste Bruder:
„Ich helf ihm mit dem Schwerdt davon."
Dann sprach es aus der zweite Bruder:
„Er ist seines Vaters Einziger Sohn."

Dann sprach es aus der dritte Bruder:
„Ich weiß, sie sind ein Liebespaar."
Dann sprach es aus der vierte Bruder:
„Sie liebten sich schon manches Jahr."

Dann sprach es aus der fünfte Bruder:
„Ich muth' Ihnen keine Trennung an."
Dann sprach es aus der sechste Bruder:
„O Schmach, zu erschlagen den schlafenden Mann."

Dann starrte auf der siebente Bruder,
Kein Wort sprach er im Schmerz;
Er zog heraus sein hellbraun Schwerdt
Und stieß Clerk Saunders in Herz.

Clerk Saunders er zuckt auf, und Margret wandt
Sich schlafend ihm herum im Arm;
Und trüb und schweigend schwand die Nacht
Voll tiefem bittern Harm.

Sie lagen still und schliefen sanft
Bis schon der Tag begann,
Und flüsternd sagte sie zu ihm:
„Es ist Zeit“ und stieß ihn an.

Doch er lag still und schlief so sanft;
Schon schien die Sonne roth;
Da blickte sie noch einmal hin,
Und er war starr und todt.

Ihr theurer Vater trat hinein:
„Wein' nicht so bitterlich,
Ich bring' die Leiche nun zur Gruft,
Und komm' und tröste dich.“ —

„Tröst' du nur deine sieben Söhne,
Ich will keinen Trost von dir;
Es war kein Bube oder Schelm
Der lag die Nacht bei mir.“ —

Die Todtenglocke ging herum,
Bis der Leib im Grabe lag;
Da stand Clerk Saunders vor Margrets Fenster
Eine Stunde bevor es Tag.

„Schläfst oder wachst du Margaret,
So sprach sein Geist zu ihr,
Gieb mir mein Wort und Treu zurück,
Das ich gegeben dir.“ —

„Mein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Nie schwindet meine Liebe hin,
Bis du in meine Kammer kommst
Und küßt mir Wang' und Kinn." —

„Mein Mund ist kalt, o Margaret,
Er riecht schon nach dem Erdengrund,
Und deine Tage schwinden hin,
Küß' ich dir deinen schönen Mund."

„Die Hähne krähn lustig um Mitternachtzeit,
Wildvögel künden uns an den Tag,
Gieb mir mein Wort und Treu zurück
Und laß mich gehn, wohin ich mag." —

„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Und nie soll meine Lieb' vergehn,
Erst sag', was aus den Weibern wird,
Die sterben in Kindesnoth und Wehn." —

„Ihr Bette steht im Himmel hoch
Am Fuß von unsers Herrgotts Knie,
Bekränzt mit lichten Lilienblumen
In süßer Gesellschaft weilen sie."

„Die Hähne krähn lustig um Mitternachtszeit,
Wildvögel künden uns an den Tag,
Die Himmelspsalmen ertönen bald,
Wo ich nicht fehlen darf noch mag." —

Da nahm sie ihren krystallenen Stab,
Und nahm ihr Liebespfand herab*);
Und reicht es ihm zum Fenster hinaus
Aufseuzend tief, als sie's ihm gab.

---

*) Die Trau nennen es deutsche Volkslieder (Dönniges).

„Ich dank dir, Margret, ich dank dir, Margret,
Ich dank von Herzen dir;
Wenn einst der Todte zum Leben kommt,
Dann komm' ich auch zu dir.“ —

Mit Strümpf und Schuh und Mantel um
Klimmt sie den Wall ihm nach,
Bis in den grünen Wald, wo er
In Duft schwand allgemach.

„Ist Raum noch dir zu Füßen, Saunders,
Oder dir zu Haupt, sag an;
Oder Raum noch dir zur Seite, Saunders,
Wo ich sanft, sanft schlafen kann?“ —

„Kein Raum ist mir zu Füßen, Margret,
Kein Raum zu Häupten mir,
Mein Bett ist gar so knapp und klein
Bei Würmern schlaf ich hier.“

„Mich decket nun der kalte Staub,
Er wehet auf und ab;
Und wenn der Thau herniederfällt,
So netzt er mir das Grab.

„Du nimm und flecht' einen Birkenzweig
Und deck' die Brust mir zu,
Und komm' und wein' auf meinem Grab
Und wünsch' der Seele Ruh.“

„Und treu Margret, und frei Margret
Und Margret sicherlich,
Wenn je du liebst einen andern Mann
So lieb ihn nicht wie mich.“ —

Und laut auf kräht der milchweiße Hahn
Und auf der graue sofort:
Er schwand in leere Luft dahin
Und sie ging weinend fort. —

VII.

Macht des Kummers.

(Schwedisch.)

Klein Christel und ihre Mutter Gold legten auf die Bahre;
Wer bricht mir das Laub von dem Lilienbaum?
Klein Christel, sie trauert um den Bräutigam im Grab.
Ihr freut euch wohl alle Tage.

Es klopft an die Thür mit den Fingern fein;
„Steh' auf, klein Christel, und laß mich ein!

Steh' auf, klein Christel, und laß mich ein;
Ich bin ja dein Freund, der Liebling dein."

Die Jungfrau, sie eilte mit schnellem Lauf;
Das Schloß und den Riegel nun schiebt sie auf.

Sie setzt ihn nun auf den goldnen Schrein,
Und wäscht ihm die Füße mit klarstem Wein.

„Hörst, Liebchen, du die Hähne kräh'n?
Zeit ist's, daß die Todten wieder geh'n!"

Und die Jungfrau stand auf und beschuhte sich bald,
Sie folgte dem Buhlen durch den langen Wald.

Und wie sie kamen nun auf den Kirchhof,
Da verschwand sein Haar, sonst gelb wie Gold.

„Den Mond dort schau, schöne Jungfrau du!"
Und verschwunden war der Jüngling im Nu.

Sie setzte sich aber auf sein Grab:
„Hier sitz' ich, bis Gott mich einst rufet ab."

Des Jünglings Stimm' erscholl durch die Luft:
„Klein Christel, so gehe doch weg von der Gruft!

Der Hahn der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag:
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten;
Zweyhundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine,
Komm setz dich auf mein Pferd:
Der Weg ist Reitens werth.

Dort drinn im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus:
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten:
Komm, Schatz, zu mir heraus,
Weil fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell."

„Wo willst mich denn hin führen?
Ach Gott! was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten:
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder:
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag*)."

*) Wunderhorn II, 19. 20.

Pabst, Karl Robert

Ueber Gespenster in Sage und Dichtung

Bern 1867